

ADRIEN TUREL

WELTLEIDENSCHAFT

Dichtungen

VERLAG OPRECHT ZÜRICH / NEW YORK

■ Diese Dichtungen, zyklisch ineinander geschlossen, gehen neue und eigenartige Wege.

Zwischen Entstehung und Tod suchen sie dem Leben ein neues Gleichgewicht zu gewinnen. Der Mensch glaubt nur den Tod zu fürchten. Er mag nicht wissen, daß die Loslösung vom Einst, vom Uralten, vom Reich der Mütter ein ebenso wichtiger und ebenso erschreckender Vorgang ist, wie das Sterben.

In den vorliegenden Versstücken wird unternommen, eine gesunde Beziehung zwischen Vergangenheit und Zukunft nicht philosophisch, sondern sinnfällig darzustellen.

VERLAG OPRECHT ZÜRICH

WELTLEIDENSCHAFT



ADRIEN TUREL

WELTLEIDENSCHAFT

VERLAG OPRECHT ZÜRICH/NEW YORK

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1940 by Dr. Oprecht & Helbling A. G. Zürich
Printed in Switzerland

I

APHRODITE VARIATIONEN

DER BRUNNEN

Nur was von tiefsten Sternen auf mich strömte,
Goß meine Schale den Geschwistern zu . . .

Es fange keiner, wie in hohlen Bechern,
Den eignen Ruhm und spei ihn auf die Welt . . .
Es springt das Opferblut von meinen Messern
Wie grünes Gift zurück an meinen Mund . . .

Nur was von tiefsten Sternen auf mich strömte,
Goß meine Schale den Geschwistern zu . . .

ICH LIEBE DER DINGE NUR DREI

Die Bäume, die Frauen, das Meer.
Heroen, Kentauren, die Daphne verwurzelt.
Das Korn und die Milch und das Wasser.

Ich liebe der Dinge nur drei:
Die Gräser, die Weiber, die See . . .
Die Pflanzen, die Mädchen, die Mütter, das Meer . . .
Das Korn und das Blut und die pulsenden Wasser . . .

Der Dinge nur drei:
Die Wiege, das Grab und die Erden . . .
Die Braut und das Weib und die Mutter . . .
Die Erde, das Korn und die Stürme . . .

Die Brüder, die Feinde, den Ruhm . . .

DAS LIED VON DIR

Wie war es, als ich dich vor Zeiten sah?
Es fiel ein Stern dir zwischen beiden Brüsten,
Und niemals fand man wieder, was da schwand.

Hoch steigt die Sonne aus dem Spalt der Berge.
Auf allen Hecken glänzt das Netz der Spinne.
Aus dieser Kühle löst sich warm der Morgen.
Von Blut und Liebe strotzt der junge Tag.

DIANA DES DEVON

Devonisch Meer in Mondzeiten atmend an den Strand.
Es beteten die Wölfe und die Teufel mit Geheul
Noch nicht zu deiner todesblassen Sichel in der Nacht.
Doch schon gehorchten alle pflanzengrünen Fluten dir.
Von allen Sternen hattest du allein Befehl und Stab.

Diana, Stern der Tiere, Jägerin, von deinen Hunden,
Von deiner Hungerwölfe wüster Koppel aus der Tiefe angewinselt,
Der Fluten Meute triebst du peitschend auf die Klippen,
Als noch kein Fischer, hoch am Strand, des Leibes und der
Schwere leid
Der Angel nach, dem Haie nach rückstrebte in die Mutterflut.

Es beteten die Wölfe und die Teufel mit Geheul
Noch nicht zu deiner todesblassen Sichel in der Nacht,
Da warst du schon der alten Kraken Stern.
Da folgten Algenherden deiner Silberrute schon zur Höhe . . .
Devonisch Meer in Mondzeiten atmend an den Strand . . .

DER SCHLAF DES ANDERSELBST

Denn von dem Hochmut meiner Schöpfertage
War es Erlösung, Herrin,
In deinen Diensten nächstens auszuruhn . . .

Ich halte, wenn ich schlafe,
Die Nacht umklammert.
Die Nacht bei ihren schönen
Und mondenblassen Schenkeln,
Und zeug' mit ihr der wundervollen Kinder ohne Zahl . . .
Wie Sterne zeug' ich Kinder mit der lieben Nacht . . .

SO WIE DIE LIEBE SCHMECKEN NUR NOCH
TOD UND RUHM

Und den gewaltigen Geschmack des Weibes,
Dem keine Speise gleicht.
So wie die Liebe schmecken nur
Noch Tod und Ruhm.

Es ist der Mensch ein Schiff geschüttelt
Von innern Stürmen.
Ein Segler hingeschmettert auf die Klippen
Durch innre Dünung, Flut und Prall.

Ja, so bin ich ein Stern und treibe
Vor eigenem Lichte segelnd durch das All.
So wie ein Wrack auf hohen Ufern strandet
Treibt mich die liebe Liebe zukunfthin . . .

STERN ALGOL, DER FLAMME SCHATTEN

Warum schattet
Das Hellste über Göttern so wie Schleier?
Warum brandet
Nach hellem Blitz
Wie Staubgewölke also dunkler Ton heran?

Im Steigen quirlt
Die winzge Lerche hellen Klang zum heitern Dom.
Im Pflügen pflügt der Ochse dumpfen Laut . . .
Warum brandet,
Warum donnert
Nach blauem Blitz so dunkelroter Ton heran?

Warum fegt
Der mädchenhelle schnelle Blitz uns denn
In seinen Netzen,
In Schwere weit und langsam kehrend,
Dumpfen Lauts,
Die ganze Welt des Staubes träge polsternd ins Gesicht?

Warum schleift der Blitz
Hellduftend im Ozon der jungen Weiber
Erstickend diese schwere Schleppe nach?
Warum wühlt
Der helle Kinderschrei
So ew'ge Mauern aus dem Muttergrund?

Oh heller, leichter Bach,
Zu Tale füllend!
Im Donnerstaubgepolter pflügend aus der Tiefe
Baßdunkle Mumien alle der versunknen Welt . . .

Warum? Warum, o Glaubegück-Vertrauen, Seligkeit?
Warum ist auch des Blitzes Tönespur
So dunkel wie der hellen,
Der leuchtenden Diane Schatten auf den Felsen?

ICH HANGE NICHT IN WASSERN DES SILUR

In Schachtelhalmen staffelte
Sich Venus aus der Flut,
Sie rankte sich bacchantisch in Cyklonen
Hoch zu den Jagden flücht'ger Wolken an . . .

Spät erst stieg Aphrodite aus dem Meer.
Und Archimedes schlief bis gegen Weltenmittag
In seinem Bade schwebend, vor dem Sprung . . .
Spät ward ich erst, und nach dem Paradies im Meer.
Schwer muß ich klimmen, hoch in Wipfeln springen,
Ich hange nicht in Wassern des Silur . . .

Ich schwelge nicht in jenen grünen Fluten,
Die auf zur Sonne schweißen, unterm Mond
In Ebbe-Dünung pulsen . . .
Es stieg das Meer an Land und hieß der Baum.
Es stieg das Tier an Land und atmete wie See.
Ich habe, Fisch der Luft, nicht mehr die Woge,
Mich zu beschirmen,
Für mich zu bluten unterm Sonnenspeer . . .

Zur Sonne blinzelnd, mit den Tränen geizend,
Selbst bin ich dampfend Meer, und bin
Gezeitenschwung in meines Leibes Gram.
Nicht hang ich mehr in Wassern des Silur.
Kein Muttermeer beschildet mich,
Mit seiner Wogenhaut zur Sonne opfernd . . .

So achte denn, oh wogendes Getreide
Im Menschenmeer, daß dich die liebe Sonne
Leersauge nicht gleich einer Knochenflöte,
Und deine braungedörrte Mumie werfe
Zum übrigen Gestein . . .

So achte denn, hochfiebernde Libelle,
Auf jene neue Dürre über Wolken!
Hier dampfst du erst in vollen Opfern auf!
Hier schlägst du nicht mehr milde Luft
Dies Echo, dieses Abbild mütterlicher Meere,
Wie schamhaft feuchten Schleier um dein dörrend Herz!

Hier springt die Gier der Sonne
Dir tigerhaft ans Blut . . .
Vampyrisch Schlangenhaut der Tiefen-Kraken
Weicht den Gefahren,
Dem aufgefächerten Geleucht
Der fern und stumm gorgonischen Gestirne . . .

CAMBRISCHES MEER

Kahl war die Klippe, mütterlich das Meer allein.
Noch fieberte kein Vogel hoch in dünner Luft.
Kein Tiger ahnte
Der Woge Schwung in mühevollen Sprüngen nach.
So wie das Kind im Jenseits seiner Vorgeburt
Sich schwerelos im Mutterblute bettet,
So schwamm das Leben noch im alten Meer,
Der Fisch im Wasser, Flut in Flut gehüllt . . .

Oh paradiesisch Schweben! Sündenfall
War es die Klippe zu erschleichen,
Zu klettern, wo das Leben keucht von eigener Last . . .
Zu früh noch stieg einst Venus aus dem Schaum.

So sehnt das späte Leben sich zurück
In die bewegte Woge, so bereut es
Den kecken Sprung an Land,
Daß jedes Atmen Dünung bleibt,
Des Windspiels Eilen Wellengang,
Des Löwen Ansprung brüllend Brandung auf die Felsen . . .

Und weil das Meer sich euch da droben immerdar verschließt,
Weil ihr gezwungen seid im Schreiten
Ein taumelnd Gleichgewicht zu suchen,
Wünscht sich der Teil im Teile schwerelos zu lagern.
Des Herzens Tintenfisch-Gestalt
In Muskelfluten, der Kuppelqualle,
Des Hirnes schwefelfahl Geleucht
Im Steingehäuse cambrischen Getiers . . .

Ich pulsend Meer, ich war ein brausend Urwald,
Ich war ein riesig Tier von Leben wimmelnd
Als noch die Klippe unbeflochten stand und unbekrönt.
Leicht war das Schweben
Und reich die Atzung tief in meinem Schoß.
Was trieb euch hoch zum Strand?
Was gab euch Glieder, hext euch in Gestalten,
Die unversöhnlich sind mit meinem Glück und Wogen?
Warum so kunstvoll an sich modeln,
Um schwerere Geschicke aufzusuchen?

Was stieg die Flut an Land und wurde Baum?
Was wandelt sich das Kind im Garten Eden
Und zwingt die Mutter zum Gebären?
Was bleibt das Leben nie
Im Gleichgewicht gebettet?
Was sucht ihr alle hoch im Flug?
Was sucht der Mensch mit Herzbegierde nun
Des Übermenschen unbekante Not?

EINST STIEG DAS MEER AN LAND UND HIESS
DER BAUM

Einst stieg das Meer an Land und hieß der Baum.
Nie hat das Tier darauf verzichtet,
Dem Fische gleich im Flutenschwang zu atmen.
Die Vögel zwitschernd im Gezweig,
Die Kolibris wie Bienen schwirrend,
Die Schmetterlinge, Faultier, Affe, Fledermaus,
Die Schlangen und die Katzen im Gezweig,
Die Tiere, alle Beeren — sind nur Boten
Die Wälder höherpflanzend aufs Gebirge . . .

Einst hing das Wasser seine Flaschenzüge
Ans Speichenwerk der Sonne, zog sich hoch
In Nebelbrandung ans Gebirge rollend,
Und zwischen Wolkenspiel und Wellen hangend
Wogte der Wipfel Meergrün in der Nacht . . .
So stieg das Meer an Land und hieß der Baum . . .

Es war das Tier kein dummer Fisch,
Am Strand verdurstend, wenn die Ebbe weicht,
Wir pflanzen, wenn wir hoch zu laichen in die Berge steigen,
Das grüne Nebelmeer der Wälderbrandung vor uns her,
Daß wir verdursten nicht und nicht verschmachten,
Daß unsres Lebens Kiemen nicht verdorren.
So stieg das Meer an Land und hieß der Baum.

O Wälderbrandung, Sintflut nichts ertränkend!
Wär ich die Biene, könnt ich dich bedienen!
Wär ich ein Schmetterling, ein zottig Tier,
So trüg ich dich als tiefste Atzung
In meinem Fließe mit mir fort im Wandern . . .
Jedoch dein Wurzeln ist mir nicht genehm . . .

Verliebt ins eigne Schreiten machte ich
Die Säulenhalle deiner Wälder fahren.
Ich trieb sie wie verscheuchte Herden vor den Wettern
Im Mastenwald der Flotten vor mir her.
O du Armada, ruhelos verhexter Wald.
Nur wenn im Winterhafen
Die segelkahlen Masten eingefrieren,
Dann steht der Raah'n Gegitter
Wie knarrendes Geäst im Winterwind.

Doch taut der März die hangenden Lawinen
In Bächen auf, dann blüht am dürren Wald
Versteinter Flotten
Die Kronenwucht gebauchter Segel auf,
Und diese schwerverkannten Bäume treiben,
Wie flücht'ge Tiere ächzend in der Ferne Grün.

Wär ich die Biene, könnt ich dich bedienen,
Jedoch dein erdverdämmert Wurzeln macht mir Angst,
So schuf ich dich zum Tier, zur Woge wieder,
Zur Wolke macht ich dich bereits.
Doch als ich, eitler Götze, alle Pflanzen,
Ein' jeden Baum nach meinem Eigenbilde
Verwandelt in ein flüchtig Tier,
Hatt' ich, dem Feuer gleich, mein Schiff gefressen
Und sank verzischend in der Wüsten Dünung . . .

APHRODITE MELAINA

Was spottest du, Narzissus, der Hornisse,
Die mit der Stirne an die Scheibe dröhnt?
Wer von uns sah, verliebt ins eigne Bild,
Die Spiegelscheibe je?
Von Gier verleitet schielen wir wie Teufel
Am Ding vorbei zum Bilde, das uns narrt.
Als die Madonna gläsern vor mir stand,
Sucht ich die eigne Fratze hinter ihr.

So schwebte einst die schwarze Venus des Carbon,
Ein schwarzer Diamant wie Wellen glitzernd,
Ob spiegelklaren Wassern,
Sah keine Horizonte, sann zur Tiefe . . .
Und wurde ihrer selber nur gewahr!
Was schierte sie des Wassers grüner Raum,
Des Meeres tiefer Leib von Herzen wimmelnd?
Von Eitelkeit beseelt, sich selbst zu schauen,
War nur die Spiegelfläche ihr genehm.

Wer von uns sah, verliebt ins eigne Bild,
Die Spiegelfläche je,
Hornissenbrünstig stoßend zu sich selbst?
Als die Madonna diamantenblitzend vor mir stand,
Sucht ich der Mücke gleich, vom Leuchtturm trunken,
Allein die eigne Fratze hinter ihr . . .

Vergebens blendet Brechungsspiel der Wellen
Der Möwe Eigenbild ihr in die Augen.
Ihr tiefes Hungern leitet sie genau.
Sie greift den Fisch, wo Aphrodite
Das eigne Spiegelbild allein gewährte . . .

Vor Glanzfacetten sehen wir,
Den Diamanten nicht,
Vor Spiegelflächen nicht den Raum,
Vor Wellen nicht das Meer . . .
Was spottest du, Narzissus der Hornisse,
Durch jeden Spiegel brünstig stoßend zu sich selbst?
Wer sah den Spiegel je, wenn er sich selber wohlgefiel?
Von Gier verleitet schielen wir wie Teufel
Am Ding vorbei zum Bilde, das uns narrt . . .

O LICHT, DU SCHÖNE HAUT DER STERNE

Du holde Aphrodite, schaue ich
In deiner Schönheit Spiegel,
So seh ich nicht den samtnen Teppich deines Wogens,
Auch nicht mein Eingebilde hinter dir . .
Im matten Schimmer deiner sanften Schultern
Pulst mir die Zukunft großer Enkel auf . . .

O Licht, du schöne Haut der Sterne.
O Wellenhaut der kühlen Meere, wie Musik
In Wogen blitzend Diamanten unterm Mond . . .
Wer kennt die ganze, süße Haut der Dinge,
Wie Wellen bebend vor dem fernen Feind . . . ?

Wer kennt die Haut der Sterne, dieses Blut
In Funkengarben fächernd wie Musik?
Wer hegt das tiefste Leiden Aphroditens,
Und küßt den Tod ihr von der matten Stirn?

O Licht, du sprühend Blut der Sterne,
Der Sterne Kraft und Milch . . .
Das Licht der Sterne sah ich
Wie schöner Frauen Brüste, tief im Glück . . .

Wer will geliebt sein von der Kraft der Dinge?
Wer spiegelt sich in Schauern Aphroditens?
Wer wähnt so läppisch, Sterne meinten ihn?

Was bet' ich selber an, als nur die Zukunft?
Durch mich und dich, o Herrin,
Im Siege strotzend unser Enkel Glück . . .

LEBEN, KRISTALL DER UNRUH

In eisigen Novembernächten hält
Die Mutterlauge dieser Meere still,
So wie Maria gut ihr Kind zu säugen
Sich selbst zur Ruhe ew'ger Sterne wiegt.

Tot liegt die Fläche dieser Mutterseen,
Kristallgeburten harrend unterm Mond,
Und so wie böse Spinnen Netze weben
Zuckt der Kristalle Gitt'ring über sie.

Doch unsre Mutterlauge ist der Sturm.
Kristall der Unruh heißen wir darum.
Eisblumen gleich an schneegepeitschten Fenstern
Gedeihen wir in Freuden der Gefahr.

Hab ich dich denn verloren, liebe Angst?
Du gütige Verspottung eignen Zagens,
Triumph des feinsten Ohres, Kinderlallen,
Herauszuhören aus dem Schlachtgedröhn?

Kristall der Unruh, du mein mächtig Leben,
Um zu gedeihen brauchst du keine Stille.
Des Tods Gewißheit stört uns nicht die Freude
Am Neubeginnen aus dem alten Meer . . .

EIN LIED DER SONNE

So wie die Pflanze vor dem Tiere steht,
Schamlos in Brunst und Blüte, schamlos auch
Im Blätterwogen ihrer Eingeweide . . .
So wie das Tier vor jeder Pflanze steht,
In seines Leibes Mantel eingeschlagen
Die Fülle seines Laubes und die Doldentrauben
All seiner Fruchtbarkeit,

So steh ich Sonne spiegelnd vor mir selbst,
Und schau mich selbst im tiefsten Widerspiel,
So spiegl' ich mich nach Ungewittern gern
In Perlenschleiern tränenfeuchter Luft.

Wer sah mich nie am Horizont versinkend,
Ein brechend Auge breit in Blut gerinnend,
In Purpur gärend schon wie Plutos Thron?
Darüber diademisch aufgewölbt,
Wie Wimpern, Lid und Braue überm Blick,
Folgt Goldrot, Messing, Lichtblau, Indigo
Zur veilchenblauen Schwelle des Zeniths.

Dies seht ihr staunend, doch ich blicke
Wie jede Aphrodite voller Heimweh
Zurück zur Frühe, wo mein Tag begann.
Dort in den Perlenschleiern tränenfeuchter Luft
Seh ich mich selbst so wie des Tieres Ende
Sich in der Pflanzen Morgenröte schaut,
Und so wie Ares greis und böse
Sich spiegeln möchte in Jungfräulichkeit . . .
Dort in den Perlenschleiern feuchter Luft
Seh ich mein Kehr Bild voller Graun und Tiefe:
Das Veil inmitten,
Dann Indigo und Lichtblau, Messing, Goldrot,
Darüber dann mein purpurn schweres Blut
Zur Krönung des Gewölbes ausgeschleudert . . .

Wer eingestand sich solchen Spiegel schon
und ward nicht trunken von dem Sturz der Zeiten?

Der Bauer kaum des Ackers Furche wälzend,
Dem fernen Korne dienend, nicht dem Weib,
Die Biene kaum in Blütenkelchen schaffend,
Und Mütter sich auf Rosen beugend . . .
Wie alt muß man schon sein,
Um in silurschen Wogen sich zu spiegeln,
Da ihr noch Kraken waret tief im Meer,
Da ihr noch Pflanzen waret bei den Müttern?

Da wir noch alle ungegorne junge Riesen waren
Im Volk der Sonnen? . . .

II

NIETZSCHE VARIATIONEN

HEIMWEH INS MITTELMASS

Und wär ich aufgereeckte Speiche
Und Zeiger zwölfter Stunde, großer Mittag,
So werd ich dennoch rollend häufig sein
Im Jahr der Zeiten.

Dies ist mein Abschied
Von Heraklit,
Von den verschütteten Titanen allen!
All diese fernen, großen Brüder hielt ich mir
Für nah verwandt im einsamen Gefühl . . .
Doch plötzlich reißt uns eine Kluft entzwei,
Denn jene panzern ihren Adel,
Ich aber wurde meiner Einsamkeit
Schon so gewiß,
Und aber — sicher des Alleineseins,
Daß ich zurück will in das Mittelmaß
Der Menschen und der Götter.

Und würd' ich Stern . . .
Der Sterne sind viele!
Und würd' ich Gott und Krüppel,
Ein Zwerg oder Teufel,
Trüg' ich die letzte, zwölfte Stunde meines Volks . . .
Der zwölften Stunden sind viele . . .
Der Götter, der Teufel, der Krüppel, der Riesen,
Der Zwerge, der Weisen, der Narren sind viele!
Nie bist du einsam, was du auch seist in Not und in Fülle.
Stets bist du ein Viel und grüßest
Im rollenden Spiegel der Zeiten
Die Schar deiner Gleichen,
Die Mengen, die Ketten des Selbst,
Die Reihen des Vielfachen Einen.

MATTERHORN

Ich bin ein Baum im Sternenwind
Und weiter nichts.
Gebettet war ich wie in feisten Mänteln
In fetten Erden und ich schlief getrost . . .
Da kam der Sturm mir um das Grab gespült.
Wie das Gerüst der Bäume
Sich ausschält aus dem Blätterfleisch,
So wusch die Ewigkeit mir mit Geduld
Die weiche Liebe zu den Müttern ab.
Es schliff der Blitz
Mich scharf und hoch zum Zacken eines Sterns.
Und Schwertes Kanten fegte mir der Tod.

IHR DAUNEN UNGEBORNER JAHRE SEID MEIN NEST

Ich träumte, ja ich träumte . . .

Hört den Traum:

Den Menschen sah ich, diesen grauen Spatz,
Dies Mönchlein braun von Erden,
Den Menschen sah ich auf den Sternen nisten . . .
So fröhlich wie der Kuckuck seine Eier
In fremde Nester drängt;
So wie der Vogel Strauß
Die Eier legt in glühnden Sand,
So sah den Menschen ich auf Sternen nisten,
In das Nest der Sterne
Die Eier legen mit Gedeihen . . .

Ich träumte, ja ich träumte . . .

Hört den Traum:

Ich sah die Zukunft, glüh und kalt,
Ein Nichts das Eisen schmelzend,
Leer und unerträglich so wie Sterne:
Es war wie ein Vulkan in Lava kochend,
Sich krümmend wie verdauendes Gekröse,
Wie Sternendenken, Kampf der Schlangen und
Gebärende Gewalt . . .
Es war der Mann in Feuers Mitten
Den Mann entsühnend von der Angst der Drohnen . . .
Es war ein Höllenkessel brodelnd!
Dort war der Mensch,
Der graue Spatz, das Mönchlein braun von Erden,
Und nahm die Hölle sich zum Kuckucksnest,
Und legte seine Kinder, seine Werke
Ins Nest der Zukunft, in die Leere, in den Ruhm,
Und in die Daunen ungeborner Jahre . . .

Ihr Daunen ungeborner Jahre seid mein Nest!
Wir liegen hart und hoch im leeren Raum und frieren,
Wie alle Sterne frieren, hoch im All . . .
Doch unsre ungebornen Werke geben wir
Der Lieb, dem Haß, der Angst . . . den Jüngern,
Der Urgefahr des Weibes Zukunft in die Wiege . . .

SATURN DER BAUER PFLÜGT ZUR SAAT
DER STERNE

Pflügt mir tiefer die Scholle auf,
Und tiefer die Erde!
Bangt mir nicht ins Nichts zu fallen,
Und nicht ins Jenseits!
Auch das Jenseits hat . . . Balken!
Auch das Jenseits hat Balken,
Gerüste, Gesetze, wie Wasser und Luft!

Ihr seid stolz, weil ihr mit unsern Raupengängern
Die Erde tiefer pflügt als arme Bauern!
Weil ihr mit unserm Geiste
Das tief versteckte Korn der Kohle
herauspickt aus der schweren Tiefe.
Geduld! Geduld nur!
Wenn eure Taten Mensch sein heißen,
So lassen wir den Menschen euch und werden
aus eigenem Grund
Den Uebermenschen baun!

Unsre Pflugschar
Wühlt tiefer als die eure.
Tiefer faßt die Schaufel die wir führen,
Sie greift ins Jenseits,
Holt die Teufel
Wie Engerlinge an das Licht,
Und dennoch graben wir uns nicht das eigene Grab!

Die Pflugschar, die wir meistern, rollt nicht nur
Die Ackerwellen auf zur Saat,
Sie faßt und greift die Kontinente,
Und wirft sie wehrlos in die leere Höhe,
Den Urgesetzen in die Adlerkrallen!

Saturn der Bauer pflügt das Feld der Erde,
Und findet nicht allein so Gold wie Kohle;
Er findet gleich ein ganzes Heer
Von Sternen in der Tiefe!

Wir leben gar nicht auf der Erde.
Wir leben auf Trabanten dieser Welt,
Die nie zu freiem Flug geboren
Die Mutter dicht umdrängen,
Sowie die Schalensplitter seiner Federn
Fest haften an dem Aar.

Die Mutter war schon allzutief versteint.
Den Mond hat sie geboren,
Doch dieses späte Splitterkleid konnt' sie nicht mehr
Von sich wegtanzen so wie neue Sterne!

Die letzten Zotten bleiben
Als Mähne und als Wappenstolz
Dem Löwen treu.
Die letzten Schalensplitter haften
Als Federn an dem Aar;
Die letzten unter den Planeten werden
Nur schwer geboren, abgeschorft mit Jucken.

Die Erde ist viel reicher als ihr wißt.
Sie lebt nicht zweisam mit dem kalten Mond.
Sie hat der Monde vierzehn.
Die Kontinente und die Meere
Sind ungeborne Sterne ihr ums Herz.

Saturn der Bauer pflügt zur Saat der Sterne
Wir Menschen sind nun reif geworden
Die Mutter selbst zu sehn!
So greift den Pflug mir an mit fester Hand,
Bemeßt die Tiefe wohl und hebt
Den Schorf der Kontinente und der Meere
Vom wahren Antlitz unserer Mutter ab!

Um diese Herde mächtiger Trabanten
Herauszulockern aus der Erdentiefe,
Um diesen Schwarm von Sternen
Der Erde abzujagen in die Hürden
Der Menschenwelt,
Muß man die Knochen,
Die Balken, das Gerüst
Gesternter Mengen kennen: Das Gesetz!

Saturn, der Bauer, pflügt zur Saat der Sterne.

EIN RAT IM RATE DER STERNE

Auch die Sterne sind müde am Abend der Sterne,
Und sie kommen wie Füchse zusammen . . .
Die alternden Sterne sie blinzeln sich zu
Von den Menschen, die gerne verehren . . .

Wir hetzen die Menschen, die Menschengeschlechter
So dicht in den Tod,
Daß die Menschen den Blick
Nie heben zum Herbst
Und zur Brunst in der Sterne Gefahr . . .

Gefahr, das sind Werden und Tod!
Wir leugnen die Angst.
Die Sterne sind ewig.
Das Kartenspiel Mensch,
Wir mischens am Dasein vorüber . . .

Zeitriesen wir Sterne!
Zeitzwerge die Menschen!

Zeigt niemals den Menschen der Sterne Gefahr,
Das Welken der Sterne, der Herbstes Verfall!
Laßt niemals die Zwerge
Zur Warte der Riesen,
Zeitschlüsse zu schaun im Sibyllengerät . . .

Zeigt niemals den Zwergen die Angst eines Sterns:
Erstickend in Schlacken,
Vom eigenen Fall,
Vom eigenen Blei
Wie Köhlergruben verschüttet . . .

SOMMER 1888

O Lebensmittag, Radium-Höhe, große Wende!
Im Blütenvolk der Sterne, bienengleich,
Von einem reifen Weltensommer trunken!
Dem Tropfen und der Trauben-Beere gleich zerberstend
Im Allberühren . . . o mein Glück . . .

O Tropfen du im großen Wein der Menschheit!
O Perle du aufsinternd, kletternd zitternd wie ein Jäger
Durchs Gesträuch . . .
Der Drohne gleich, Springbrunnen-Perlen gleich
Mit Silberklang anklöppelnd an des Rausches Himmelsglocke
Zerberstend gleich dem Helden hoch an Werkes Grenzen . . .

O niederschwebend aufwärts,
Vom Veil zum Grün zum Rot
Im Volk der Sternkelche weit entfaltet . . .
O Weltensommer, Lebensmittag,
Du Radium-Höhe meines Lebens jetzt! . . .
Die Bäume stehn im schweren Sommerlaub!
Sie schwanken und sie taumeln von der Last
Des eignen Werks . . .

Das Laub ist dunkelgrün, fast schwarz,
Wie drohende Gewitter grün.
Die eigne Schwere droht auf uns herab . . .
O Rauschen, Rausch, o Grenze!
Ein schweres Brausen kommt aus diesem Meer.
Aus dieser reifen, düngerfetten Brandung rollt
Sturmflut an meine Ohren,
An meine Ohren, die wie Höhlen
An schwer geschlagenen Meeresküsten sind . . .

Euphorion bin ich, dieser Tropfen steigend,
Zerberstend im Berühren eures Alls.
Denn jeder Tropfen birst im Augenblicke,
Wo er die Brüder alle, wo die Schwestern er in sich
Einfangen will zu dauernder Beglückung . . .
Luft-Perle,
Anklimmend stirbt im Glücke er
Des Meeres Haut berührend,
Und drohnenhaft verliebt . . .

O Radium-Höhe, Lebensmittag, großes Ende!
Die Woge bricht sich im Geschäum zurück,
Der Baum in seines Laubes Ebbe . . .
Die Sturmflut der Metalle gischtet
Im Radium auf
Und sackt zurück ins bleierne Gelast!

Mit breiten Raubtiertatzen stehn wir flach im Blei,
Mit schweren Mutterkräften stemmend hoch empor
Den Springbrunn und die Blüten und
Die Funkendolden des Uran . . .
O Radium-Höhe meines Lebens jetzt . . .
O Selbstzersprengung streuend Perlen Blut im Abendmahl . . .
O kommt mit Bechern und mit Kelchen . . .
Und sputet euch zur Ernte,
Denn diese Hochgebilde stürzen
Schnell wieder ab ins bleierne Gespreit . . .

O EHRGEIZ, SCHWARZE SONNE!

Wer seine Nächte hinter sich verbrennt,
Wie Kohle alter Zeit,
Wer seine Sturmfahrt nährt vom eignen Mark,
Wohin-hinan
Zerstrandet er wie an versengten Küsten?
Wo brandet unser Leben hin?
Vor uns das steile Gold und hinter uns die Tiefe
Vertrauter Freuden von den Müttern her . . .

O Ehrgeiz, schwarze Sonne,
Du brennend Wappen auf dem weißen Grund . . .
Wir unsre Nächte hinter uns verbrennend
Wie Kohle alter Zeit.

Bis hieher trug die Liebe uns hinan.
Nun schrumpft sie uns zum Wrack,
Zerfällt zu Asche,
Und sie verläßt uns vor der goldnen Sphinx.

Nur wider Willen wird das Fleisch berühmt,
Und mumienstarr wie Eis der geile Strom;
Ausspeit die Seele ihres Leibs Gewölle
Und schwebt erbarmungslos zur Größe an . . .
Was wuchr' ich mit dem Mark der alten Liebe?
Vor welchem Götzen opfr' ich Fleisch und Glück?
Und dörre meine Adern hoch im Flug?
O wohl und wehe dem,
Der seine Nächte hinter sich verbrennt,
Wie Kohle alter Zeit . . .

DIE SPHINX

So spricht die Sphinx und lächelt mit dem Frauenmund
Auf ihre eigenen Löwenpranken nieder:

Fern, fern von mir!

So fern wie längst vergangen schon . . .

Und übernahm mir selbst im Kern der Erde.

Ihr wähnt, die Ahnen seien tot, die Enkel

Noch nicht geboren. Das Vergangene modere

Tief in den Särgen und die Zukunft

Sei noch nicht da.

So mag der Lenz

Absterben müssen um des Sommers willen

Und aus des Sommers Asche steigt der Herbst,

Doch nicht bei mir in meiner dunklen Mitte.

In gleichem Abstand seh' ich alle Stunden.

Den Herbst, den Lenz, den Winter und den Sommer

Halt ich in Händen wie zum Kranz geflochten.

Im Himmelsaale hängt ein Kreis von Wappen:

Sunt Aries Taurus Gemini

Cancer Leo Virgo,

Libraque Scorpius Arcitenens.

Caper Amphora Pisces.

Wir Wesen der Stunde, wir Herren der Zeit

Wir halten den Strom, wie mit zügelnden Ufern

Gleich Vierspann gerichtet im sprühenden Fall.

Aus uns bricht kein Kind und kein Werk

Bei Seit' aus den Grenzen und Dauben der Monde,

Aus den Spannten der Jahre.

Sunt Aries Taurus Gemini
Cancer Leo Virgo,
Libraque Scorpius Arcitenens.
Caper Amphora Pisces.
Im Himmelssaale hangt ein Kranz von Wappen.
Im Ring der Zeiten lückenlose Hörigkeit.
So wie im Raum keine Freistadt ist,
Sich auszukreisen aus dem Kampf der Mitte,
So wie die scheue Flucht abprallt
Vom Pol der Gegenfüßler wie im Echo
Rückbrandend auf uns selbst,
So ist der Zeitenring, die Töpferscheibe
Geschlossen fest und dornenvoll geflochten . . .
Unentrinnbar.

Ich, übernahm mir selbst im Kern der Erde
Hab ich die Zeiten all um mich versammelt,
Die Stunden alle, Einst und Künftig,
Den Plan, das Werk und seine Reue,
Allesamt.

STERNE AHOI! (NEUJAHR 1889)

Auch ich Stern bin nur . . . ein Mensch,
Bin nur ein Mann in Meines Gleichen Heer!
Und ich bin müde am Abend der Sterne!
In schweren Schlacken schließt sich mir die Abendröte
Im Todeskampfe blinzeln nun am ganzen Leibe zu!

Am ganzen Leibe juckt es mich
Vom Schorf der Kontinente,
Von den Schlacken
Des eignen Feuers, die mich allseits umdrohn!

Der Mensch ist Stern, doch der Sterne sind viele!
Der Mensch ist Stern, doch die Sterne sind müde . . .
Wo findet der Stern seinen Schlaf?

Weit im Raum,
Im wölfischen Raum,
Auf der Wacht!
Vor dem Feind . . .
Weit am Heere der Sterne auf Wacht!
Sterne ahoi!

Der Mensch ist Stern, und alle Sterne stehen
Weit auseinander in dem Stolz des Raums . . .
Auf leuchtender Wacht!
Allerseits vor dem Feind . . .
Fern, fern einander im Gruße der Zeiten . . .
Sterne ahoi!

Herbstrosen findet, wer die Knospe grüßte,
Nur müde stranden Helden in ihr Glück!
Wer löst mich ab am Heere der Sterne!
Denn auch ich Stern bin nur . . . ein Mensch
Und bin es satt so fern vom Glück zu stehn . . .

Laßt mich mit blindem Kinderglück
Nur greifbar nahe Brüste noch ertasten,
Verhehlt mir diese leuchtend fernen Sterngestade,
Die ich vergeist im Sterben nur
Erstranden kann von ferne . . .

Mir jucken die Augenwinkel
Vom Gries und vom Schutte der Werke . . .
Der Sandmann streut die Schlummergräber zu.
Des Todes werd ich Posten schuldig . . .
Mir knirscht die ausgedörrte Kehle
Von Schlacken, die mich in mir selbst erwürgen . . .
Wir Sterne entschlafen! . . .
Wann schlafen die Sterne
In der wölfischen Ferne des Raums? . . .

DER ZWINGER IST DES•WILLENS LETZTE FORM

Der Wille glühend und sich selber gürtend
Ist selten wie die Götter köstlich sind.
Den Meisten und den Späten ziemt
Der Zwinger und der Zwang . . .

So wie die Mutterkuh und wie der Löwe
Im Zwinger erst zur Menschenreife
Sich mürbt wie Wein im Faße nach der Lese,
So kelterte das Gitterwerk der Haft
Auch aus Cervantes seiner Adern Ruhm . . .

Denn jeder Ruhm heißt Blut!
Und seine Tropfen, Purpurmünzen regnend,
Sind bill'ge Lösung noch für tiefe Währung . . .
Wär nicht der Geist
Gleich einer Eisenfaust das geile Fleisch,
Das Hirn auspressend wie die zarte Hand
Der Danae auspreßt ob ihren Brüsten
Den feisten Schwamm gefüllt mit goldnem Wasser . . .
Nie würde sonst geschehn, was wir vermögen
Nur durch den eignen Tod . . .

Nicht jeder mag,
Wie Mond dem Meere so sich selber fern,
Aus eigener Tiefe die Gezeiten heben,
Aus seinen Adern dieses süße Blut
Wie Saft der Trauben pressen
Ins Kelterwerk der Werke . . .

Der Zwinger ist des Willens letzte Form.
Der Sieger seinen Hochmut selber zäumend
Ist selten wie die Götter köstlich sind.
Den Meisten und den Späten ziemt
Der Zwinger und der Zwang . . .

Im Käfig mag der Drache sich zerfleischen,
Jedoch den Besten habt ihr nur die Bürde
Der Raubtierzähmung gütig abgenommen . . .
Nur aus Beschämung seinen Wärtern fremd
Malt Miguel lächelnd auf die schlechten Blätter
Den Anderselbst der eignen Größe hin . . .

Denn zwischen Sieg und mir steht nur die Scham,
Die Scham und Scheu und eine dunkle Angst
Herauszutreten aus der Schar der Brüder . . .
Nicht jeder ist die Nadel seinem Zwirn.
Nicht jeder hat die Härte seines Werks . . .
So eitel ist kein Großer ohne Zwang!
Kein Heil'ger sagt es gern den Menschenbrüdern,
Wie schlecht sie ihm erscheinen, er sich selbst . . .
Wie schlecht er selbst sich dünkt und muß doch herrschen!
Wie lieb die Sünde ihm ja selber ist . . .

Die Götter tragen, wenn sie fröhlich reisen,
Den Teufel mit im wuchtigen Gepäck.
Die Diebe spüren's und sie bleiben fern.
Wir Engel heben, aufgescheucht vom Leiden,
Den Schmerz wie Mütter fröhlich mit empor . . .

Feig wär's von Gott, den Teufel zu besiegen,
Wär Satan nur ein Krüppel und ein Kind . . .
Es wache scharf, wer Sterneglut umzwingert . . .
Die Teufel brechen, sind die Götter trunken,
Hoch aus den Koffern mächtig im Getös . . .
Sie pfeifen durch die unverschränkten Dauben
Und knattern Mißlaut
Wie schlechtes Feuerwerk aus dem Gehäus . . .
Beherrschen du, freudloses Glück!
Nichts wiegt das Zünglein zwischen wucht'gen Schalen . . .
Eis ist das Glück, hoch auf dem Kulm der Götter.
Und ew'ge Wacht der Schlummer der Cäsaren . . .

ES IST EIN MENSCH AUS SEINEM WERK
VERSCHOLLEN (1895)

Einst war mein Werk ein kleines Kind,
Und wog so wenig wie der Samen
Der schweren Eiche wiegt,
So wenig
Wie der Lawine Keim . . .

Hat sich das alles schon gewendet?
Rennt schon das Licht viel schneller als sein Stern?
Bin ich ein welches Blatt gewiegt
Im selbstgeschaffnen Sturm?
O, wenn es Götter gibt, beweinen sie
Ihr Schicksal so,
Daß es dem Durst der Sterblichen genügt! . . .
Denn niemals werd' ich wiederfinden, was ich schuf.
Das leere Stroh fällt hinterm Korn zurück . . .
Es ist ein Mensch aus seinem Werk verschollen.
Seht, ich ging längst vorüber an mir selbst . . .
Es war einmal ein Menschlein irgendwo,
Ein kurzer Funke in der Zeit,
Ein Blitzchen . . .
Wie schnell ging das vorüber!
Ich war so kurz, ich finde mich nicht mehr . . .

Was war an Liebe und an Angst,
An Stolz und Lachen,
An Farbenspiel und Knoten bunter Töne
In diesem kurzen weißen Blitz verschränkt,
Zur grellen Weiße, zum Gespenst
Des schwarzen Mitteltons, vorüberhuschend wie
Ein Schatten schnell und lautlos.

Das tiefste Glück, den tiefsten Schmerz,
Sich selbst
Hat keiner noch verspürt,
Denn es sprang aus ihm fort und war ihm ganz entgegen!

Das grellste Herz der Farben
Hat keiner noch gesehen.
Das Auge wie vom Blitz zu Ruß verbrannt
Erblickt es nie.
Es wird der letzte Schmerz
Zum Pfeiler ew'gen Dunkels euch gerinnen!
Es greift das Ohr ins Schweigen.
Die Hand sie streichelt bebend diese Leere,
Und die Schatten huschen
Wie Gegenblitze durch geballte Nacht . . .

III

FARBENSPIEL DES UNSICHTBAREN

KLEINE TOCCATA BACH

Nur selten gliedert sich der Mensch in seiner Demut
Zum Teppich hin im Klange der Musik . . .
Es lauscht der Mensch im Glückesstrom der Töne,
Ob auch der Staub gehorche und der Stein . . .
Es horcht die Seele, wann sie dienend webt,
Ob auch der Sand sich tanzend fügt zum Bilde . . .

Was uns nur schmeichelt, ist uns nicht genehm.
Der Kräfte Sturm allein ist uns verhaßt
Und tief verachtet . . .

llms Nur was, ~~und~~ kosend, auch dem Sand gebietet,
Ist unserm Geist befehlend angenehm . . .

So war der große Cantor.
In den Gesteinen seiner Kirche wohlvertraut,
Den Gemen gleich aufklöpfelnd ins Gebirg . . .
Und immer schlug er die Register an,
Daß auch der Staub und Sand sich ordnen sollte,
Trabantenlauf im rhythmischen Gesetz . . .

Durch welchen Zauber, welche Fügung
Ward hier der Kies der Seele so vermählt,
Daß gleiche Klänge auch den Menschen labten?
Daß gleichen Tönen auch der Mensch gehorchte? . . .

Du mächtiger Cantor,
Den Göttern genug,
Aufspielend zur Lust der Gemeinde . . .
Aufspielend zur Lust der Gemeinde,
Doch auch dem Sande ordnend angenehm . . .

Du mächtiger Cantor,
Den Menschen zur Demut,
Atomen genug,
Du Schreiter am Grate der Welten.
Zur Lust deiner Mündel
Aufspielend zum Tanze den Sonnen im All . . .

Den Seelen zum Tanz.
Dem Sande zum Kranz.
Diamantnem Gedeihen den Laugen . . .
Du Zwerg
Allen Riesen zum Tanz und den Göttern . . .
Du Berg
Allen Kleinsten zur Freude. Den Spöttern
Zum Zagen. Du geigender Bär,
Voller Honig wie Bäume im Walde
Den Immen zum Fluge im Lenze . . .

Nur selten gliedert sich der Mensch in seiner Demut
Zum Teppich hin im Klange der Musik . . .
Es lauscht der Mensch im Glückesstrom der Töne,
Ob auch der Staub gehorche und der Stein . . .
Es horcht die Seele, wann sie dienend webt,
Ob auch der Sand sich tanzend fügt zum Bilde . . .

DIE WETTE DES REIMS

Ich suchte mein Grab, wie der Vogel sein Nest.
Ich schaute ins Grün und erinnerte rot.
Ich lebte das Leben und träumte den Tod.
Im gähnenden Nichts
Fand ich Ströme des Lichts,
Und die Kräfte der Riesen im Todesgebrest . . .

Wann prallen die Sterne im Glücke des Reims
Aus Kälte zum Feuer zusammen?
Wann finden die Schöpfer die Kühle des Keims
Im Herd ihrer bräutlichen Flammen?

Und auf sich selber reimend nur
Ein Wort: die Liebe!
Die Liebe dieser schöne Größenwahn zu zwein,
Oktavenwohllaut wahlverwandter Wesen,
Wann klingt das wohl im Leben mal zusammen!

Ein Bett und Sarg,
Ein Schweiß und Quell,
Ein Kind und Glück,
Ein Schicksal, eine Zukunft . . .
Ein glüher Übermut und nichts verhöhnend.
Zwei Menschen sich in einem Werk versöhnend.
Mit einem sinnendunklen Wort: die Liebe . . .
Wann klingt das wohl im Leben mal zusammen? . . .

Wann packen die Sterne im Glücke des Reims
Die Freude des Werkes gemeinsam?
Wann bauen die Eltern die Hütten des Keims
Und bleiben daneben und einsam? . . .

IV

GRUPPE DER MÜTTER

GESANG DER SKLAVINNEN

Sie schlugen uns Väter und Männer und Söhne;
Sie nahmen uns Ehre und Ruhe und Freude;
Sie banden uns fest mit den Ketten der Not.
Wir hocken und ducken und mühen und mahlen,
Vor Sonne und Tag.
Ein Narr, wer den Feind sich zum Knechte bestellt.

Denn wir mahlen den Haß in das stäubende Mehl,
Und wir backen den Fluch in das duftende Brot;
Wie die wandelnde Mühle die Körner zerreibt,
So soll sie zernichten, zermahlen, zerschroten
Die Zeit und die Schuld.
Ein Narr, wer den Feind sich zum Knechte bestellt.

Sie zeugen uns Kinder, so Söhne wie Töchter,
Mehr Knechte zu dienen dem Herrengeschlecht.
Sie meinen den Wurm und sie treten den Drachen.
Sie stampfen den Funken ins knirschende Stroh.
Mein Kind heißt Vergeltung.
Ein Narr, der den Haß sich zur Kebse bestellt.

DIE MUTTER DES FRANÇOIS VILLON

Du Herrin dreier Reiche,
Dame du im Himmel,
Erdenmutter
Und dunkle Königin im Höllensumpf . . .
Du Große, Weib und Tochter,
Zeitenkette, Strom des Weibes,
Nimm mich, die arme Mutter gütig auf,
Dem Manne hörig,
Die ich nicht weiß, wohin die Kinder gehen.

Sieh, Königin, das Schwere,
Ist nimmer diese kurze Schwangerschaft,
Sind diese kurzen Wehen nicht!
Ich bin nicht feige!
Nur vor dem Weg der Kinder ist mir bange!

O, Mutter Gottes, soll ich denn am jüngsten Tage
Einstehen für die Wege meiner Kinder?
Sieh, Mutter Gottes,
Nach Kanonenschmerzen
Des dröhnenden Gebärens
Hab' ich gesehen, was aus meinem Fleisch
Gediehen war zu Tag und Trug und Werk! . . .
So hab' ich Mörder denn geboren
Und Könige und Dichter . . .
Und allen diesen Kindern hatte ich
Das gleiche innere, dunkle Antlitz zugekehrt,
Die gleiche Kehre frommer Scheu . . .

O holde Mutter, lehre mich die Ohnmacht tragen,
Daß Menschen, die sich bei den Händen führen,
Sich dennoch fern wie grüne Sterne sind,
Weit auseinander in den Stolz des Raums!
Daß meine Söhne tausend Jahre nach mir leben . . .
Weit ab am Rand der Welten tausend Jahre fort.

GESANG DER WEISEL

Die Weisel singt und summt im Schwarm der Bienen:

Ihr seid mein Leib, mein Volk und meine Welt!
So wie der Keim geborgen ist im Stamm,
So wie das Herz geborgen ist im Leibe,
Bin ich geborgen hier in eurer Mitte . . .
So wie das Herz verschüttet ist im Leibe,
Und sieht die Sonne nie, und ist nie neidisch
Auf seiner Wangen glänzen,
So bin ich hier vergraben unter euch
Und schmeck die Blumen nur an eurem Mund!

Das Leben ist gerecht! Die Allmacht meiner Mutterschaft,
Die Quelle des Gebärens, stetes Tropfen der lebend'gen Keime,
Diese Allmacht ließ meinen Mund versiegen.
Doch euer Mund ist schöpferisch beredt,
Und tropft von Honig, Hexenseim, Ambrosia, Zauber,
Gestaltend, allgewaltig, so wie Liebe.

Was wissen Menschen von der Macht des Mundes?
Was weiß ich Weisel von der Macht des Mundes?
Was ist die Kraft des mächtigsten Propheten,
Aus seiner Blindheit
Beredtes Wort vom Munde strömend, neben eurem
Allmächt'gen Speichel,
Der Fürsten schafft und Diener dieses Staats.

Was mir der Schoß ist, das ist euch der Mund!
Ist euch der Schoß versiegelt und verschlossen,
So habt ihr doch den ammenhaften Mund,
So habt ihr doch die schöpferische Kehle,
Die Fürsten schafft und Diener dieses Staats.

Ich ganz Verschüttete!
Ich ganz Verschollene!
Was weiß der Samen in der braunen Erde
Vom Ährenrauschen, das sich aus ihm baut?
Ihr seid mein Leib, mein Volk und meine Welt.
So wie der Keim verschollen ist im Stamm,
Und sieht die Sonne nie, und ist nie neidisch
Auf seiner Blätter Rausch und Grün,
So bin ich hier vergraben unter euch,
Und schmeck die Sonne nur an eurem Mund . . .

RHEA FÄCHERT SICH IN IHREN KINDERN AUF

Denn ich bin eins und einsam . . .
Und meine Schönheit fächert sich
In meiner Kinder Strom und Zahl zum Leibe auf.

Wer ist die Närrin und die Pfauenhenne
Sich vor dem spiegelnden Metall zu spreizen?
Jenseits von mir, in meinen Kindern prangt
Die Anmut meines Lebens aufgegliedert.
So wie in Gluten totes Sandelholz
Das Farben- und das Düftenspiel des Lebens wiederfindet,
Aufsprüht in Funken wie zur Zeit der Blütengarben,
So ist die Mutterschaft ein großes Feuer
Und fächert mein vereistes Leben neu empor.

So wie das eine weiße Licht der Sonne
Sich breit aufgliedert in den sieben Farben,
So hat sich aus dem Stolze meines weißen Fleisches
Die Stufung meiner Kinder aufgespreitet.

Pluto im Purpurgrunde, fast verschwelend,
Ein Feuer
Aufkämpfend aus dem Ruß und dem Ersticken,
Der Farben Anbeginn und brauner Rost der Wurzeln . . .
Poseidon, grünes Meer und Laubgewoge,
Blaudunkelgrünes Sommerlaub in Schwere brandend.
Meer! Meer! Meer!
Des Baumes und des Raumes und des Jahres Mitte . . .
Des Lebens Mitte,
Noch fröhlich wie der Lenz,
Doch düngerkräftig schon wie welcher Herbst . . .
Und hoch im Blau der dritte dann, mein Zeus, mein Junge!

Hell, hoch in dünner Höhe strahlend,
Tief heiter noch wie jedes große Ende,
Von oben her schon wieder überkuppelt
Vom Widerscheine veilchenroter Nacht . . .

Tief im Rot,
Breit im Grün,
Hoch im Blau,
So fächert sich die Weiße meines Leibes
Durch meiner Kinder Zahl und Strom
In allen Gittern dieser Welten, hoch und tief.

Saturn will mir's nicht gönnen!
Die Kinder alle mir verschlingend,
Will er die Reife meines späten Lebens
Zurück in meine knospenhafte Jugend falten.
Ihn narrt die Liebe!
Es kann der Pfau den Schweif zur Garbe binden,
Doch seine Reife macht er nicht mehr ungeschehn . . .

DIE WÄSCHERINNEN

Wir sind die Mütter und wir waschen,
Ja wir waschen die Gebirge,
Nach jedem Stapellauf der Götter, früh am Jahr . . .

Kein Vogel ist so rein, daß er nicht schmutzte.
Die Nester putzen heißt noch nicht
Das Kind verschmähn . . .
Wir sind die Mütter, und wir waschen,
Ja wir waschen die Gebirge,
Nach jedem Stapellauf der Götter, früh am Jahr . . .

Wir weinen und wir spülen von den Bergen
Wie Lawinen,
Die Nachgeburt zur Hölle in das Tal . . .
Das Kind in die Krone . . .
Die Schlacke zum Schutt . . .
Wir sind die Mütter, und wir waschen,
Ja wir waschen die Gebirge,
Nach jedem Stapellauf der Götter, früh am Jahr . . .

V

ECCE HOMO

ECCE HOMO

Das Leben kämpf' ich, bin des Tods gewiß,
Und stieg vor Zeiten aus dem Mord der Tiefe . . .

Die Ferne kenn' ich wie die eig'nen Därme,
Und fremden Lügen traue ich wie mir selbst.

Was ist dies Wesen als der Mensch allein?
Unmenschlich ist kein Wesen als der Mensch . . .

Den Haß zu finden, schuf ich erst die Liebe,
Und vor dem Meineid schuf die Treue ich . . .
Ich zeugte Licht, in Schächte mich zu graben.

Des Lebens Rausch umgürt' ich mit dem Tod,
Den Übermut mit tiefster Angst. Ich kränze
Den Becher mit der Pest.

Was ist dies Wesen
Als nur der Mensch allein? Unmenschlich ist
Kein Tier als nur der Mensch, und tigerhaft
Ist keine Blume als das Weib.

Selbender schaffen trägt als Flammenbrücke
Kometenhaft in unerfüllte Zeit.
Gemeinsam sterben
Ist fast wie Jauchzen fröhlich im Gelag . . .

Das Leben kämpf' ich, bin des Tods gewiß,
Und stieg vor Zeiten aus dem Mord der Tiefe . . .

GERN WÄR ICH MENSCHENBLIND

So wie das Auge blind ist für die Brandung
Des trägen Schalls,
Der Geist erblindet dem Erinnern
Ans traubenrote Blutmeer mütterlicher Zeit,
Wär gern ich blind der Gegenwart
Und menschenblind . . .

So wie das Ohr taub ist dem Lichterfluten,
Wär gern ich taub dem Schalle dieser Zeit,
Und hörte noch um mich dein ozeanisch Branden,
O Mutter Aphrodite des Silur.
Gern wär ich menschentaub und menschenblind,
Ja menschenblind! und könnt ihn nicht gewahren
Dies Anderselbst im Schatten neben mir.
Dies Bruderwesen zwischen Tier und Geist,
Dies Zwitterwesen zwischen Schlamm und Strahl,
Dies arge Zwielflicht zwischen Gut und Böse . . .

Gern seh ich Teufel und auch Engel gern,
Doch nicht den Menschen, diese Sphinx
Sich aus des Raubtiers schwärendem Gedärm
Emporverwandelnd in ein leuchtend Haupt.

Gern schaut ich mit Medusenaugen alter Kraken
Das alte Leben in der alten Flut . . .
Das Morgen auch, das herrschend böse Morgen
In kommender Gestalt,
Nur nicht das Heute zwischen Fisch und Stern.
Gern wär ich taub gleich einem Kesselschmied,
Blind wie ein Schöpfer
Die Stunde überspringend, die wir leben.

Doch geht's nicht an!
Der Pfeiler steht im schmutz'gen Strudel,
Der doch die blüh'nden Ufer meint . . .
Wir waten schluchzend riesenhaft im Heute,
Die wir das Gestern an die Zukunft binden.

DEIN WEINEN TREIBE DIE MÜHLEN!

I.

Wer hört das Perlen der Quellen im tiefen Gestein?
Wer hört das Weinen der Helden?
Wer sah die Lawine am Keime der Tat?
Erbärmliche Tränen, die nicht quellen zum Strom.
Ein törichter Funke, der nicht zündet in Glut.
Ein feiges Erbarmen, das nicht mündet in Tat.
Ein fruchtloses Weinen, das nicht fortreißt im Strom.
Dein Weinen treibe die Mühlen!

II.

Dein Weinen treibe die Mühlen!
Wer hört das Perlen der Quellen im tiefen Gestein?
Wer hört das Weinen der Helden?

Menschenfreiheit ist das Recht sich selbst zu keltern.
Menschenfreiheit ist das Recht zur Selbstverhüttung.
Menschenfreiheit ist das Recht, sich selbst zu ernten . . .

Bist du reif? . . . So mähe dich selbst auf dem wogenden Felde.
Drisch dir das Gold aus dem eigenen Stroh.
Brich deine Perlen aus eigener Muschel.
Löse dein X aus dem eigenen Rätsel . . .
Binde du selbst deine Garbe . . .

Dein Weinen treibe die Mühlen!

Du mußt die Hälfte von dir selbst verlieren!
Und mehr als halb, im goldenen Schnitte der Werte . . .
Und mehr als halb gehst du dir selbst verloren!

Die Perle zur Krone . . . das Fleisch in die Grube.
Das Korn in die Kammer . . . das Stroh auf die Streu.
Das Eisen zur Schmiede . . . die Schlacke zum Schutt.

Mensch ist Ähre, die sich selbst entkörnt.
Mensch sind Werte, die sich selber sieben.
Mensch ist Abschied zwischen Grab und Zukunft.

THRENOI

I.

Was stört dies blöde Sehen mir
Mein Fledermausgetast
Im Mutterwogen sammetweicher Nacht?

Ihr lindernden, kühlenden
Schweißtropfen, ihr Tränen,
Du Todesgeschweiß . . .
O tritt zwischen mir und den sengenden Strahlen . . .

Ihr perlenden Tränen,
Am sterbenden Hirsche
Ausbrechender Schweiß,
Zerbrecht mir die Sonne,
Die schmeißenden Fliegen,
Die Pfeile der Feinde,
Behütet die Scham . . .

II.

Die Tränen sind
Der Götter Regenbogen . . .
Sie spannen wie Wimpern
Die ewigen Pforten . . .
Die blutigen, schweißenden,
Die Tränen aus Wunden,
Aus Wimpern und Lidern
Herrinnende
Gerinnende . . .
Sie spannen, gerinnend
Die ewigen Pforten,
Die Tränen sie mauern
Der Götter Gehäus . . .

Es geifert die Schlange
Das Opfer sich mürbe,
Es speichelt der Löwe
Aufs Fleisch seiner Beute . . .
Es kauen Termiten sich Dome empor . . .
Beim Menschen sind's Tränen,
Den Göttern zunächst . . .

Beim Menschen sind's Tränen.
Wir blutenden, schweißenden,
Wir Menschen beweinen
Der Feinde, der Toten,
Der Ahnen Gebrest . . .

Wir fressen die Ahnen.
Wir werden zum Sarge.
Wir bergen die Werte.
Wir hüten die Scham.

ALLERSEELEN

Es ist der Mensch sich selber fern . . .
Die Welt zerstiebt in Dunst, die Wolke greint.
Es ist der Werdende vereinsamt wie ein Stern . . .
Wo wir nicht sind, ist unsre Kraft vereint . . .

Wir wiegen leicht in schwerer Gegenwart.
Im Raume nur zu kurzem Rausch gepaart.
In unsrem Werk und Kind,
Wo wir nicht sind,
Ist unsres Streites ew'ge Gegenwart . . .

Wo wir nicht sind, ist unsre Kraft vereint.
Wann wir nicht sind, ist unsre Gegenwart.
So wie der Maler Farben
Auf rauhes Leinen sich zum Opfer streut,
Verworrne Farben,
Die nur dem Fernen sich zum Bilde fügen . . .
So streut ihr Menschen Tropfen eures Bluts,
So streut ihr Taten in des Lebens Raum und Strom,
Die nur im Tode sich zum Ganzen wölben . . .

Nie hat ein Stern, dort, wo er ist, Gewicht.
Nie kann das Kind zu seiner Mutter sprechen.
Weit von dem Feuer leuchtet erst das Licht.
Fern von der Tat wird Tugend zum Verbrechen.

Im Kranz der Sonnen ist der Kern der Schwere
In hohler Mitte, wo sie niemals sind . . .
So wag es still! Betritt die Todesschwelle
Und geh zur Herrscherwucht der leichten Seelen ein . . .

O aller Seelen Tag!
Der Mensch ist fern.
Um seine leere, schwere Mitte kreist der Stern . . .
Um seine Todeswirkung saugend kreist das Leben . . .
Jenseits vom Tod ist uns Gewalt gegeben . . .

DER TOD IST DICHT IM ZIMMER NEBEN MIR

Der Tod ist dicht im Zimmer neben mir.
Der nicht zu schmeckende,
Der nicht zu riechende!
Wie nenne ich dich doch?
Ich nenne dich . . . die Luft!
Den Unsichtbaren.

Der Tod ist dicht im Zimmer neben mir!
Du nicht zu Schmeckender,
Du nicht zu Riechender,
Du Unsichtbarer!
Was sagen diese Narren denn,
Du kämst von weitem her,
Du seist uns fremd?
Die fremde Maus verspürt man gleich im Zimmer.
Und an der Grenze zwischen Eis und Blut
Verstören fernste Knospen unsren Schlaf.

Der Tod ist dicht im Zimmer neben mir!
Ich schmecke ihn so wenig wie den eigenen Leib.
Und er ist mir vertraut, wie meine Eltern.
Du nicht zu Schmeckender,
Du nicht zu Riechender,
Wie nenne ich dich doch?
Ich nenne dich . . . die Luft,
Die altvertraute!
Unschmeckbar wie die Luft,
Unsichtbar wie die Luft,
Und selbstverständlich wie das Elternhaus!

Denn röchen wir die Luft,
Denn schmeckten wir die Luft,
Wie könnte dann die Rose duften?

So bist du Tod denn das Gesetz des Lebens!
Das nicht zu riechende,
Das nicht zu schmeckende
Gesetz,
Aus dem das Leben, dieses fröhliche Verbrechen,
Aufduftet wie die Rosen,
Aufklingt wie Geigentöne aus dem Atem,
Aufglüht wie Sterne aus dem leeren All . . .

SO FERN WIE LÄNGST VERGANGEN SCHON

Gedüft ist von den Sternen nur noch Schwere.
Ja, liebes Mädchen, deine schönen Brüste,
Die uns im nahen Zauber trunken machen,
Im Ferne-Spiel der lastenden Gestirne
Sind sie nur Schwere noch, nur Mumienschwere,
So fern wie ganz gespensterhaft versteint . . .

Wühl ich aus Gräbern meiner Jugendspiele
Die Vielfalt dieser Schädel mir hervor,
Schwer ist zu wählen, welchen Mund man küßte,
An welchem Mund man wie an Blitzen hing.
O Duft und Moder, Brunst und Hunger!
O Geist, o Schoßes Blüten eingefaltet,
Zur Wucht der Steine eingefaltet miteinander
Ins große Buch der weiland Freuden, Leiden,
Und längst gepreßt
Zu Trebern jener Trunkenheit,
Die wir das Leben nennen . . .

Fern, fern von Dir . . . Wie seh ich mich von ferne.
Wie ein Gestirn und allerseits bedroht.
Verblutend allerseits in Leere hangend.
O Baum, du glaubst an deinen Wurzelgrund,
Das Tier an seinen Hunger . . .
Ich sehe nur Gefahr und der Verrat
Raubt allerseits den Schlaf . . .

Das Grauen kommt,
Wo Raumesinst und Zeitenferne sich
Zum starren Sarge unsres Glücks verschränken . . .

FREUND HAMLET

Den Dämon, der mir tief im Herzen wohnt,
Ich bänd'ge ihn in meiner Spiele Mord . . .
Wie ihr das Wappen nur der Adler tragt,
So schlacht' ich schlechte Puppen nur zum Scherz.
Ich fecht' und rede, zeig euch allen
Wie Tücke wäre und das Schleichend-Böse,
Erzengel zeig ich euch in Liebe kühn . .
Und hab ich ausgerast wie Erden beben,
So leben alle . . . Alle leben sie . . .
Sie leben mehr und tiefer als zuvor . . .

Nur tief im Rausch, in Täuschung falscher Werte,
Wirst du verführt zum Werke,
Und stolperst in die Größe aus Versehen . . .
Verführt euch denn zur Zukunft großer Taten . . .
Betrügt, betrügt euch um das schlecht're Selbst,
Und um den Mißwert, den ihr geizig hütet . . .
Kratzt euch vom Leib den Schorf der alten Narben.
Zerschlagt euch wechselseits die alten Schalen.
Stehlt euch den Mottenkram vergreister Zeiten.
Die Diebe preis ich, mir in Taschen wühlend.
Sie stehlen nur, was zu vermissen
Ich noch zu feige war und gräberträge . . .

Ja, es ist schön zu leben und zu leiden,
Hat man die Kraft der tiefen Meere nur . . .
Es rollt der Schlackenstrom der Staubgebirge
Von allen Kontinenten mir ans Herz . . .
Und es verliert das üble Gift der Menschen
Sich namenlos in cambrischen Gezeiten . . .

Klug ist der Tod, das Leben einzuwiegen
Wie stiege sonst die Morgenröte an? . . .

VI

CHRISTI WELTLEIDENSCHAFT

Wenn ich nicht kommen wäre, und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde, nun aber können sie nichts vorwenden, ihre Sünde zu entschuldigen.

(Evangel. Joh. 15. 22.)

ERSTER AUFTRITT

Eine Höhle in der Nähe von Nazareth. Abner, genannt der Ungeborene, hockt auf seiner Matte, das Kinn auf den Knien, die Hände an die Schienbeine gefaltet.

JESUS *kommt*: Du riefst mich, Abner?

ABNER: Ja, ich sterbe. Ich habe mich noch einmal umgedreht, da hat sich mein ganzes Leben zusammengezogen, wie der Baum sich im Samen zusammenzieht. Und sie wären wohl alle gekommen, die ich gekannt habe, aber sie sind schon alle tot! Du bist der Einzige . . . So will ich dir meine Lehre geben; sie lautet: Weltleidenschaft!

JESUS: Was ist Weltleidenschaft?

ABNER: Das weiß ich selbst nicht, sonst wäre ich selbst schon, der da sein wird! Weltleidenschaft ist keine Flucht ins Leere! Weltleidenschaft ist Gefahr und Not. — Gefahr und Not! Weltleidenschaft ist Ewigkeit . . . So wie mein Leben ewig ist . . . das jetzt stirbt! . . . *Abner hebt die Hände und macht mit den Fingern ganz leise Bewegungen.* Siehst du, Jesus, ich sah die winzigen krebsroten Greise aus Mutterleib geschnitten . . . ich sah die vollen Menschen in Grimm und Liebe . . . Ich sah die stillen Körper, von denen man sagt, sie seien tot! Und dieses Sterben leugne ich nicht! Ich glaube, daß kein Mensch entgehen kann dieser Spanne vom Mutterleib zum Leib der Erde. Wie könnt ich daran zweifeln, sinn ich doch, nur um dies Herz zu retten, welches brechen will, gleich einem feigen Pferde vor dem Sprung! Was ist das: Weltleidenschaft? Ist das ein Geiz, der alles halten will und nichts verlieren? Dann bricht dies übervolle Herz, so wie ein Fresser von allzuvielen Speisen stirbt. Doch sagen sie, nichts falle aus Gott, warum denn müssen wir alles verlieren, um alles zu gewinnen? O, was hab' ich schon an Glück verloren. Ich kann mich noch besinnen: Einst war ich leibeigen meiner Mutter. O Madonna Plazentina, wie

die Kristalle, nach innen gewendet, die Säulen der Erde sind, so war ich in deiner Tiefe, Mutter, eingehüllt: Kristall unter Kristallen, Wab' bei Wabe. Ich war dort nicht in Wasser! Dies Wasser war wie Stein! Mir war die Farbe nichts und nichts die Stimme. Ich war nur Raum! Und lebte eingehüllt in deines Bluts Gezeiten, Mutter Erde. Ja, Mutter, allerorten warst du um meine samtne Haut! Und meine Haut, sie war mir Herz und Ohr! . . . Mir Herz und Ohr! So fühlte ich dich pulsen, große Erde . . . große Erde, in der ich einsam war und Fürst zugleich! Du sprachst zu mir mit der Gezeiten Schlag, und lange ehe du mich das Reden lehrtest, das Gehen lehrtest, erlernte ich, Madonna Plazentina, von dir das Herz und seines Schlags Gezeiten! O dieses Pulsen war mir Tag und Nacht, mir Flut und Ebbe, Rot und Grün, Musik und Sturm und Nahrung! So wie der Stein im Stein gebettet das Zittern und das Wuchten seiner Brüder weiter trägt, so lernte meine ganze Haut, in deines Lebens Wellen eingehüllt, von dir die Welt! Hab ich's nicht allzu gut gelernt? Dies Zögern vor der Tat, diese Schwachheit vor groben Gegnern, ist es nicht Gehorsam zu deines Herzens Zagen vor des Vaters Faust? . . . Ja, dein Leib, mein Haus, es hatte Fenster, es hat mich nicht erstickt, es war mein Sieb zur Welt! So fehlte damals, hat ich gleich kein Ohr noch Auge im Gebrauch, mir nichts von Vaters Zorn und Stapfen, vom Hauch der Wiesen und vom Glitzern der Gestirne! Doch war dein Herz wohl zu zag und jäh! So sann ich einst mir selbst ein Herz zu bauen . . . Du aber sprachst zu mir: «Was springt dein Herze und macht sich selbst zu schlagen Flut und Stunde? Ich, deine Mutter, bin dir Herz genug» . . . Als ich beharrte, mir eine eigne Tapferkeit zu bauen, schrie meiner Mutter Leib: «In meinem Herzen duld ich kein zweites Herz!» Und ich ward ausgetrieben vom Paradies des innern Meers! . . . Aus brach ich, Lava, emporgereckt zur Feuersäule, wie Cedern stehn! Des Himmels Kälte machte mich gerinnen, und nicht mehr gab's zu trinken Mutterblut!

Zwar so wie Bäume aus den milden Hügeln das Wasser trinken, das sie in den Himmel heben, so hielt ich mich mit Fingern und mit Lippen an deines Busens Hügeln fest; doch nicht mehr lange! Mein Name ward: der Trotz! Wie Rauch und Eiche stand ich hoch empor! Der Schwere jäh entgegen, jäh entgegen allem, was ich selber tat vordem! Viel leichter als das Sticken der Kristalle, welche, Lakaien des Gewichts, sich ineinanderkeilen der dunkeln Mitte zu, viel leichter schien es mir, titanenhaft emporzutrotzen, wie die Flammen der Sonne auseinanderstreben in das All! Doch niemals wachsen Eichen und Titanen ohne Reue unendlich an: Wie Cedern und Springbrunnen prallen sie ans Nichts und fallen zurück zu ihrer Quelle. Dort aber finden sie das Tor geschlossen und kreisen gramvoll um den alten Herd! . . .

JESUS: Ja, das war dein Frevel: du wolltest hier sein . . . und dort zugleich. Geboren und ungeboren! Sein und nicht sein zugleich! . . .

ABNER: Dann ist Gott nicht gerecht! Warum hat er mir dann in einer dunklen Stunde dies Wort gegeben: Weltleidenschaft! Warum hat er dann in einer dunklen Stunde den Bund geschlossen, ich sei nach seinem Bild geschaffen? Heißt das nicht ein Recht auf Glück und Ewigkeit?

JESUS: Hat dir's Gott verheißen, ein Recht auf Glück und Ewigkeit?

ABNER: So wahr ich immer schwächer werde und jetzt sterbe . . . Siehst du, Jesus, so wie ich's sage, ist's noch falsch! Ich hab's noch nicht gefunden, was es heißt: Weltleidenschaft! Doch weiß ich: Alles ist immer da, wie die Sterne um meine Hütte stehen! Gott hat mir's zugesagt, daß ich nichts verliere von meiner Habe, von Anbeginn in Ewigkeit . . . *Abner stirbt.*

JESUS: Er hat mir alles gegeben, was er hatte . . . damit wuchern, wie die Erde mit dem Korn! . . . Ich verstehe dich, Abner: Als ich Kind war, sah jeder den Leib und wenige spürten den Geist; wenn ich recht lebe, wird mein verklärter

Leib dereinst den Menschen spürbar sein, wie Feuer, Liebe und Rutenschlag!

ZWEITER AUFTRITT

Garten in Nazareth. Maria, Mutter des Herrn, sitzt unter einer kleinen Palme breit und matronenhaft, wie eine Zwiebel unter ihren Blättern.

MARIA: Jesus, komm her! Der Schatten ist gut.

JESUS: Heute morgen nicht, Mutter, denn ich habe den Traum gehabt vom Sturze der Engel. Heute fürchte ich mich vor der Finsternis. Es war ein Brunnen, und es war ein Haus . . . Der Wind rauschte in den Cedern, die auf den Treppen der Bergschlucht standen . . . Engel rauschten nieder, wie springende Wasserfälle in der Nacht, bleich und dunkel. Wir glitten und wir fielen. Gedrängt wie Sterne stürzten wir zum Ziel, das wir nicht sahen. Das Ziel war Eins, wir waren Viele . . . Viele waren berufen, und wenige waren auserwählt. Das Ziel war Eins, und wir waren Viele . . . So drängten wir uns voller Angst hinab . . . und waren noch nicht, was wir wurden . . . Wir glitten schräg hinab wie Wasser, lustig plätschernd, mit Kinderlachen durcheinander purzelnd . . . Lustige Sterne . . . dann mündete die Straße jählings in den Sturz . . . Es war ein Abgrund und im Abgrund war ein Ziel, das wir nicht sahen . . . und wir waren noch nicht was wir wurden . . . O dieser Sturz war Tod . . . Der ist ein Heuchler und ein Narr, wer immer glaubt, er könne neugeboren werden und so bleiben, wie er gewesen ist vordem . . . Keiner blieb am gleichen Leben, keiner von allen, die da sprangen . . . Das Ziel war Eins, wir waren Viele . . . Sie stürzten alle in das hohle Nichts und starben, und einer im Sturze war der Bräutigam und stürzte sich mit stummem Jauchzen in das Ziel . . .

MARIA: Diesen Traum hast du gehabt zu Ehren deiner Mutter! Die Mutterschaft ist eine dunkle Höhle! . . . Dort drinnen sind sie: Könige und Bettler, Mann und Weib. Dort hüllt die Nacht sie alle ein, so wie der Stall die Herde! Hier innen wart ihr alle, eh die Hoffahrt euch ergriff, daß jeder die grelle Sonne fragte und beschwor, sie solle ihm ein anderes Antlitz bestätigen, als den Brüdern allen. Verleugne nicht, woher du kamst. Hier innen war deine Heimat.

JESUS: So glaubte Abner, der Ungehorsame, und ist daran gestorben an sich selbst. Gott sprach zu mir: Dein Werk soll deine Heimat sein! So wie du sagst, hab' ich es nicht gesehen. Nicht stand das Weib, so wie die Sonne auf dem Berge. Nicht stand das Weib, so wie ein Baum den Bienen auf dem Felde. Nicht war die Mutter wie die Hölle, die alle Zeit verschlingt . . . Dich sah ich sitzen und den Vater . . . Du hast den Vater nicht in dir verschlungen, in deine mütterliche Nacht. Und auch der Vater hat dich nicht verzehrt. Gemessen habt ihr euren Leib. Doch nachher hast du dort gesessen, und der Vater hier. Gelungen ist euch nicht die blut'ge Ehe, die Glutverschmelzung, die jeder hofft, die keiner mehr erreicht, als nur das eine Mal bevor er wurde . . .

MARIA: Bist du nicht Fleisch von meinem Fleische?

JESUS: Nein, Mutter, das Ei war dir leibeigen, doch bin ich nicht das Ei. Du hieltest nur die Erde in den Händen, und wurdest müde sie zu halten, und ließest sie fallen in die Welt . . . Treulos warst du der Erde, wie die Henne dem Ei . . . Und das verstoßene Ei fiel in die Welt, ins Nest der Welt, bis an den Rand des Todes, und harrte des Samens sehnsüchtig, wie die Braut den Bräutigam erwartet, doch grausam auch so wie die fette Spinne den Bräutigam erwartet, den sie genießt und frißt. So wanderte die Erde, die du verstoßen hattest, mit Zittern und mit Frösteln in die Welt . . . Und dir entgegen stand der große Sämann, und streute Körner in den Schlund der Welt. Das war der Sturz

der goldnen Engel. Und etliche fielen auf die dürrverbrannte Straße, und etliche erstickten in den Dornen, und etliche fielen in das Nichts . . . Und viele waren berufen, und keiner war auserwählt, zu bleiben, was er war vordem. Die andern alle starben, und keiner fand zurück, woher er kam. Ein Bräutigam bekam die Braut, das halbe Leben auf dem halben Weg. Weib, was hattest du damit zu schaffen? Du bliebest, wo du warst, der Vater, wo er war. Ihr habt euch nicht geopfert, daß zweie würden Eins . . . So haben es die Wanderer vollendet, die völlig starben, völlig neu zu leben. Aus zwei ward Eins und starb doch nicht . . . Aus Samen und aus Ei ward Jesus . . . Ich ward und baute mir mein Nest . . .

MARIA: Doch war das Nest in mir.

JESUS: Herberge warst du mir und nicht die Heimat.

MARIA: Kamst du vom Vater her?

JESUS: Das Ei war dir leibeigen, doch bin ich nicht das Ei . . . Der Samen war dem Vater geisteigen, doch bin ich nicht der Samen . . . Selbst werdend wurde ich mein Werk, und das soll meine Heimat sein. So ward es mir befohlen . . . Verzeih mir, Mutter, daß mir befohlen wurde, mein Ende soll im Gleichgewichte meines Anfangs stehn: Das Ei war Eins und viele Samen starben, damit ich wurde. Nun bin ich Eins vor mir, und steh vor Vielen. Und nun muß es geschehn, daß ein Brot viel tausend Menschen nährt, daß ein Leib an allen Orten ist, ein Same alle Kinder zeugt. Geschickt bin ich nicht zur Ruhe dieses Dorfes, geschickt bin ich zur Gerechtigkeit . . .

MARIA: Ist diese Ruhe nicht gerecht?

JESUS: Gerechtigkeit ist Ebenmaß der Welt. Zum Ebenmaß der Welt bin ich gesandt. Gerechtigkeit ist Ebenmaß der Schuld und Rache . . . An dir und mir . . . und zwischen dir und mir . . .

MARIA: Ich habe Schuld an dir?

JESUS: Euch ist gesagt: Zahn um Zahn, Aug' um Auge . . .

Ich sage euch: Macht um Macht im Ebenmaß der Welt! Sieh, wie dein Fleisch den Strahl verschlungen hat, so wird das Licht das Fleisch verschlingen und verklären einst am jüngsten Tag. So wie das Weib den Mann verschlingen möchte und verhüllen allezeit, so sucht er sich zu rächen einst am jüngsten Tag . . . Furchtbare Rache droht den Müttern von ihren Kindern beiden, Mann und Weib: Die Herrschaft umzukehren zwischen Fleisch und Licht, die Herrschaft umzukehren zwischen Raum und Zeit . . . Auf halbem Weg meines Lebens ist mir bange, ich könnte dich in Haß ergreifen, und dich und alles weibgeborne Fleisch zur Sühn' verzehren in mein Werk . . . *Geht fort.*

MARIA *steht heftig auf*: Man muß ihn binden! *Zögert, bleibt stehen und weint.* Von wem hat er's, daß er besessen ist? . . .

DRITTER AUFTRITT

Berglandschaft. Man sieht ins Weite. Jesus kommt ausgefastet und versonnen.

JESUS: Weltleidenschaft! Mein Gott!

Es dämmert, Satan kommt.

JESUS: Was willst du, Satan?

SATAN: Woher kennst du mich?

JESUS: Wie der Dichter die Gestalten kennt, die er ruft, so kenn ich dich!

SATAN: Doch deine Augen wundern sich und scheinen mich zu fürchten.

JESUS: So wie der Dichter über die Gestalten erschrickt, über die Gestalten sich verwundert, die er selber schuf, und sich ihrer nur schwer erwehrt, so stehe ich vor dir. Nichts ist furchtbar für uns als das eigene Werk. Tod ist Flucht vor dem eignen Werke! Das weiß ich schon, denn mein Herz

zagt, wenn ich einem Menschen weh tun soll . . . Ich will nicht töten, so werde ich mich selbst töten müssen . . . Denn mein Werk ist groß und furchtbar wie die Welt. Es will Blut und Sieg, und ich kann niemand besiegen, als mich selbst.

SATAN: So hast du Angst vor mir, der ich dein Werk bin?

JESUS: Nein!

SATAN: Ich kann vieles, was du nicht kannst.

JESUS: Du bist das, was ich nicht sein darf, vor mir . . . So kannst du das, was ich nicht können darf vor mir. Was kenn' ich nicht aus meinem eignen Herzen? . . . Das winzige Laster, das seinen Besitzer schamrot macht . . . die krötenhafte Feigheit! Hohe Bäume wurzeln tief im Grunde! . . . Ich weiß, wie wenig die Könige herrschen, und dennoch haben mir die Kinnbacken gezittert und meine Augen haben sich verschleiert in meiner Gier nach Macht . . . *Die Landschaft verwandelt sich. Man sieht Weltstädte.*

SATAN: Das sind die Stätten, wo die Macht wohnt. Hast du Hunger danach, so hab' den Mut, ihn zu bekennen. Bete mich an, so will ich dir die Reiche dieser Welt geben.

JESUS: Ich bete meine Hände nicht an, welche sauber sind, viel weniger dich, der du mein Schmutz bist! *Fängt an zu lächeln.* Satan, mein liebes Kind, bedenke, wie dumm du bist! Du reckst den Arm aus wie Narzissus, der Schauspieler, der auch nichts zu sagen hat in der Welt, du zeigst zum Horizont nach Rom und sagst: Dort herrscht Tiberius! Man nennt ihn den Herrn der Erde! Ich, Satan, werde ihn stürzen und dir seinen Thron geben.

SATAN: Ja, das vermag ich.

JESUS: Und wenn du dann die Laune hast, einen andern an meine Stelle zu setzen, weil er ein besserer Hofnarr ist, so wirst du Jesus-Cäsar wegtun und einen andern dafür krönen. Bedenk es doch: wie kann ich dich anbeten und Herr der Welt sein? Dann bist du der Herr der Erde und ich nur der Haushalter, den du über deine Knechte gesetzt hast. Dann würde ich jenem Heuchler gleichen, der zu einem

König ging und lächelte so lange, bis der König seinem Schatzmeister winkte, ihm hundert Goldstücke zu reichen. Den Beutel tat er schnell unter seinen Mantel und ging ohne Gruß von dannen, wie ein Vater, der seinen Kindern zürnt. Noch in der Halle aber holte ihn der Schatzmeister ein und sagte: Der König will, daß du das Geld wieder herausgibst, denn du wurdest dessen unwürdig befunden . . . *Jesus versinkt in Grübeln.* Dennoch, Satan, würde ich dein Angebot annehmen . . . wenn du mich stärker machtest, als du selber bist . . . daß ich dich töten könnte. Dann hätte ich Ruhe vor deiner Gönnerschaft.

SATAN: Warum hast du denn, du frommer Beter und Kronprinz Gottes, in deinen Gebeten noch niemals gefleht, Gott solle sich töten, wie ich mich töten soll?

JESUS *wieder sehr ernst:* Was weißt du von Gott? Gott ist eine Leidenschaft, und ich werde sterben . . . um ihn nicht zu töten. *Jesus sinkt in Gebet. Der Teufel geht zögernd fort. Es ist Nacht, die Städte sind verschwunden.*

VIERTER AUFTRITT

Jesus sitzt bei Martha und Maria.

MARIA *kommt, setzt sich ihm zu Füßen, schweigt.*

MARTHA: Komm doch, und diene dem Herrn! Hilf mir ihm dienen!

JESUS: Laß sie! Magdalena hat Zärtlichkeit für meine wunden Füße und salbt sie, als wäre sie meine Mutter und ich ihr Kind . . .

MARIA: Woher weißt du, Herr, daß ich deine Füße salben möchte?

JESUS: Weil ich dich scheue.

MARIA: Du brauchst mich nicht zu scheuen!

JESUS: Der Betende scheue das Weib! . . . Und das Weib scheue den Betenden! . . .

MARIA: Bist du nicht gern bei uns?

JESUS: So gern bei dir, wie bei einer großen Gefahr, denn deine Nähe schmeckt nach Blut! . . .

MARIA: Was heißt das, Herr, meine Nähe schmeckt nach Blut?

JESUS *antwortet ihr nicht, versinkt in sich selbst, das Kinn gradaus zur Erde, die Hände fest um die Knie geschlossen:* Das ist keine Kränkung, das ist eine Ehre, wenn ich dir sage, deine Nähe schmeckt nach Blut! Warum schmeckt dem Beter jedes Weib nach Blut? Warum schmeckt dem Beter jedes Weib nach Mord? Warum scheut jeder Beter das Weib . . . und liebt sie doch mit dunklem Heimweh . . . Maria, warum packt jeder Tätige das Weib ohne Scham, erzeugt Kinder mit ihr ohne Reue, und nimmt der Welt fort mit gutem Gewissen, womit er Weib und Kinder nährt? . . .

MARIA: Warum, Herr? . . .

JESUS: Ich habe es noch nicht gewußt bisher! . . . Und erst in dieser Stunde bete ich drum, daß ich es weiß! *Jesus zieht sich immer mehr in Abners Stellung zusammen. Die Hände still, aber in gewaltiger Anstrengung um seine Schienbeine gefaltet.* Mein Gott, sage mir, was trinkt der Mensch? Wein trinkt er, Milch, Wasser, Luft . . . nur Blut soll er nicht trinken, das verbietet das Gesetz . . . und dennoch schmeckt alles nach Blut: Wasser, Luft, Wein, alles . . . am meisten aber das Weib . . . Der Teufel hat mich nur im Scherz versucht, aber auf halbem Weg meines Lebens fand ich ein Weib, das war so schön, daß ich an ihrem Leib messen wollte beides: Raum und Zeit . . . Als meine Lippen ihre Brustwarzen berührten, schmeckten sie wie geronnenes Blut und wie bittere Reue! . . . Warum, Maria, scheut der Beter das Weib? . . .

MARIA: Warum, Herr?

JESUS: Ich habe es noch nicht gewußt bisher! . . . Und erst in dieser Stunde bete ich darum, daß ich es weiß! . . . Mein Gott, wir trinken Wein, Milch, Wasser, Luft . . . Gott, trinken wir dein Blut immerdar? . . . Warum denn aber ohne Reue?

... Und nur des Weibes Schönheit schmeckt nach Mord? ...
Leise, leise, mein Herz! Beten und Gott suchen ist die leiseste Gefahr! ... Dort war kein Licht und keine Stimme! Dort, einst, in meiner Mutter Leibe, dort trank ich Blut mit Lust und ohne Reue! ... Nun ist Mutterblut um mich überall, und deine Nähe schmeckt nach kindischem Mord! ... Ja, mein Gott, das heißt Gebet: Ein Wandern einst und jetzt, ein Schauen dort und hier! Der Tätige schläft. Der Heilige aber schläft nie! ... Seine harte und schwere Arbeit ist, daß er nie schläft! Das Weib aber läßt ihn des Nachts nicht wandern! Den Schlaf der Zeugenden und Schaffenden ehrt das Weib ... aber den Schlaf des Betenden haßt sie wie den Tod! ...

MARIA: Herr, kann man nicht diese Ehrfurcht lernen?

JESUS: Du kannst nicht verlernen Weib zu sein und meines Schlafes Feind! Es ist der Haß gesetzt und steht der Tod zwischen des Weibes Kindern und des Mannes Gedanken! Wer läßt sein Kind verbrennen und versucht nicht das Haus zu löschen? So sucht jedes Weib des Mannes Gedanken zu löschen um ihrer Kinder willen! ...

FÜNFTER AUFTRITT

Dorf in Judäa. Jesus kommt mit einigen Jüngern. Ihm entgegen Johannes, der dann sein Jünger wird.

JOHANNES: Herr, kannst du den Teufel austreiben, den ich habe?

JESUS: Wie heißt er? Was siehst du?

JOHANNES: Ich kann nicht mehr schlafen in der Nacht! Meine Nächte sind von Glas und leuchten gläsern wie von innen! Die andern Menschen seh ich wie den Mond, sie wechseln Tag und Nacht! Mein Name ist Chider, ich bin die alte Sonne! Ich kenne weder Nacht noch Schlaf. Ich

kenne weder Frost noch Winter! Ich habe keinen Rücken weder für Spott noch Tücke! Mein Aug' und Flammenarm ist um mich überall! Hin stürz ich in die Nacht, die meine Beute ist! Ich mache Tage und Sommer mir selbst nach allen Seiten hin! Manchmal werfen des Himmels Gassenjungen nach mir mit steinernen Welten! Doch habe ich keinen Rücken für Spott und Tücke! Mir ist der Stein nicht Stein! In meinen Essen schmilzt er wie ein Kücken! Ich seh am Himmel nichts als nur mein Licht! Niemand gelangt zu meinem Herzen, bevor er sich zu meiner Glut verwandelt! So fühl ich nur mich selbst! Wer kennt die Einsamkeit der Sonne! Weh mir, daß ich der Sonne gleiche, so ist mein Leben nur ein langer Tag! . . . Den Tod ersehne ich wie der Mensch den Schlaf! . . .

JESUS: Du sagst: wehe! und leuchtest doch vor Stolz, daß du von diesem Leiden besessen bist!

JOHANNES: Herr, meine Nahrung ist die Angst! Im Dunkeln lauern die Fledermäuse nur auf meine Schwäche! So quäl ich mich im Dunkeln, steil und hell, und suche das Wort!

JESUS: Kein Wort wird dich erlösen! So spricht der Hahn: am Morgen war der Schrei!

JOHANNES: Herr, ich habe gelernt, daß es ein Urwort gibt, der Hölle Kraft zu bannen!

JESUS: Am Morgen deines Lebens war der Schrei! Du kamst aus langer Nacht vom Mutterleibe her. Und wie dem Fisch im Wasser war dir der Mund verschlossen! Alle Kinder, die geboren werden, begrüßen so den Tag mit hellem Hahnenschrei und schnappen nach Tönen wie nach Brot und krähen ihr eigenes Herze wach! Das Herz, das hatte seine Ruhe hinter sich; ihm ist das Leben nur ein langer Tag! Doch bist du nicht dein Herz!

JOHANNES: Warum dann fürcht ich mich vor diesem Hahnenschrei wie vor der Sünde? Stieg ich ins Licht der Lerche gleich, die sich einhüllt ins eigene Lied, was wäre zu bereuen? . . .

JESUS: Du schämst dich der eignen Rachgier! . . . Des Menschen Leben heißt: Vergeltung! Das Nest der Mutter hatte dich verhüllt. Kaum sahst du dich befreit, hast du dich schon als Feind zurückgewandt, woher du kamst, und schlugst die Wellen deines Schreies der Mutter um den Leib, und wolltest sie darin verhüllen, so wie der junge Löwe das Reh verwirrt und einfängt in Netzen von Gebrüll! Ja, an deinem Lebensmorgen war der Schrei . . . Und dieser Schrei war Macht, und wollt es sein . . . Dieser erste Schrei war schon Vergeltung, und wollt es sein . . .

JOHANNES: Herr, was ist das für eine harte Predigt! Ich dachte, du seist die Milde! . . .

JESUS: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert! . . . Leben ist Gleichgewicht vom ersten bis zum Jüngsten Tag! Darum bedenkt euren Anfang wohl, wieviel ihr tragen könnt an Demut und an Leiden! Leiden verpflichtet euch zu großer Kraft, denn so viel ihr getragen ward, so viel müßt ihr wiederum tragen! Wen die ganze Welt verhüllte, der wird die ganze Welt verhüllen in sich selbst!

JOHANNES: Herr, das ist schwer!

JESUS: Mensch sein ist schwer! Wer hieß euch Mensch werden? Bei den Gräsern fand ich wenig von Schwangerschaft und wenig von Vergeltung . . . Doch jede Ziege rauft sie ab . . . *Johannes schließt sich an die andern Jünger.*

SECHSTER AUFTRITT

Der Raum des Abendmahls. Jesus und die Zwölf am Tisch.

JESUS: Wer von uns ist nicht vom Weib geboren? *Pause.*

PETRUS: Was soll das heißen, Herr: Wer von uns ist nicht vom Weib geboren?

JESUS: Wer von uns ist nicht vom Weib geboren? *Pause.*

JACOBUS: Herr, sind wir nicht alle weibgeborne Menschen?

JESUS: So sind wir alle in Gefahr des Mords an allen . . . vertilgend alles weibgeborne Fleisch! Wer bricht den Bann? Wer löst den Fluch?

JOHANNES: Von welchem Fluche sprichst du?

JESUS: Vom Fluch der großen Waage! Vom Fluch des Wortes: Gerechtigkeit! Mein Gott, erlöse uns von der Gerechtigkeit der Waage! Schlag um Schlag, Aug' um Auge, Leben um Leben! Mein Gott, erlöse uns vom eitlen Ebenmaß der Waage, daß nicht mein Ende sich im Spiegel meines Anfangs bricht! Gib uns Kraft, mein Gott, daß wir dem Weib vergeben seine große Sünde! Der Mütter Sünde ist der große Geiz. Die Mutter sprach zu mir: Dort drinnen sind sie am Anfang alle, Könige und Bettler, Mann und Weib! Wer konnte sie unterscheiden, bevor ein jeder die grelle Sonne fragte und beschwor, sie solle ihm ein anderes Antlitz bestätigen als den Brüdern allen! So sprach die Mutter und verriet mir so des Weibes Schwäche; des Mannes Sünde ist aber dem gleich, daß er auf halbem Wege seines Lebens zurückschaut und es gewahr wird: Das Weib hatte mich verschlungen! Sie gab mich nur mühsam ringend und schrittweise frei! Nun ist sie da, die Stunde des Gerichts! Nun bin ich Mann, ein Werkzeug Gottes: Wie sie mich einst verschluckte, so will ich sie, das Weib, verschlingen und verzehren in mein Werk! . . . Das ist des Mannes Sünde! Dagegen kämpft ich an. Ich sprach zur Mutter: du hast an meinem Leben nicht das Recht der Heimat. Das Nest der Schwangerschaft in deinem Leibe war Herberg nur. Du, Mutter Erde, ließest achtlos fallen das einzige Ei, der große Sämann streute den Sturz der Engel in das Nichts! . . . Viele waren berufen, doch keiner war auserwählt zu bleiben wie er war vordem. Zwei ausgetriebene Wanderer schlossen sich zu neuem Eins, um nicht zu sterben. Du, Mutter, gabest deinen Leib nur her zur Herberge dieser Ehe! . . . So sprach ich damals. So hoffte ich dem Fluche zu entrinnen, der mir

befahl, den Müttern Haft mit Haft, Gefangenschaft mit Knechtschaft zu vergelten . . . Nun ist es furchtbarer als je mit uns geworden! . . . Nicht vorbestimmt, nicht vorgebildet alle Tage schon saß ich geborgen in dem Leib der Mutter . . . Gebildet wurde ich durch Gottes Urteil und durch furchtbare Wahl im Sturz der Sterne . . . Viele waren berufen und keiner war auserwählt zu bleiben, wie er war vordem . . . Nun fühl ich unentrinnbar das Gesetz: Aug' um Auge, Wahl um Wahl . . . Ich fühl es, am Jüngsten Tage werde ich das große O sein, die große Erde, das Ziel der Schwere und aller Engel Ziel in ihrem Sturz und Steigen! Am Jüngsten Tag werd ich rufen: Viele sind berufen, doch keiner ist auserwählt zu bleiben wie er war! Die Flamme bin ich aus diesem Urwald verworr'ner Leiden, die Welt mein Schiff, und ich bin dieses Schiffes Brand! Ich hebe dieses Schiff in meinen Rauch empor, vordem konnt es nicht fliegen.

JUDAS: Herr, ich warne dich, niemand von uns kann es ertragen, denn du willst den Menschen heben, wie der Adler den Hasen hebt . . .

JOHANNES: Mir scheint, er lehrt mich fliegen . . .

JUDAS: Du fliegst wie totes Laub, weil grade Wind ist.

JESUS: Ich will keinen von euch vernichten! Mein Gott, laß diesen Kelch an mir vorübergehn, hebe den Zwang auf, der da befiehlt, das Ebenmaß der Welt zu wahren gegen alles Fleisch.

JUDAS: Das ist nicht mehr erträglich. Warum folterst du mich und diese Leute mit Dingen, die uns wurmen müssen? . . . Wer von uns kann's verwinden, wo du es selbst nicht kannst? . . . sondern du stirbst daran . . .

JESUS: Das, was du tun willst, das tue bald! *Judas ab.*

JESUS *nimmt das Brot und bricht es:* Den Tempel meines Lebens brech ich ab auf halbem Wege! Dies ist mein Fleisch! Nehmt und eßt zum Zeugnis, daß ich Verbannung und Gefangenschaft meines Anfangs nicht rächen will am

Fleisch des Menschen, an keinem von uns als an mir selbst!
Zu Sidon und zu Babel und zu Rom verbrennen die Menschen
so wie Heu! Diesem Schicksal wär ich nicht entgangen: Aus
der Erniedrigung zur Macht mich zu bekehren! So gehe ich
denn . . . *Gibt ihnen auch den Wein.* Dies ist mein Blut, das
ich vergoß zum selben Zeugnis! . . .

PETRUS: Herr, kannst du nicht bei uns bleiben?

JESUS: Nein, mein Kind, das Leben kann nicht lügen, ich
komme in meine Reife und der Sinn der Reife ist Herr-
schaft!

JOHANNES: So bleibe, und sei der Herr . . .

JESUS: Sind die Böcke die Herren der Erde? . . . Dies
Gleichnis gebe ich euch: Die Böcke sind stolz . . . wenn aber
der Stall brennt, rennen sie zuerst hinein. An diesen Bäumen
ist keine Frucht mehr. Mir ward befohlen, einen neuen
Garten zu bereiten, der blühen wird nach meiner Zeit im
Fleisch. Ich sterbe hier. Ihr habt noch nicht gelebt, jedoch
nach dieser Speise seid ihr die andere Hälfte meines Lebens.
. . . *Sie gehen ab.*

SIEBENTER AUFTRITT

*Gethsemane. Knochenharter Boden: einsame, riesige Öl-
bäume. Himmel mit Vollmond, Wolken und Wind. Stimmung
der Tag- und Nachtgleiche.*

JESUS *allein*: Die Kinder schlafen, um mich nicht zu
hassen! . . . Judas führt die Feinde her! . . . Die Flucht ist
offen . . . Du aber hast es mir verhängt, daß ich hier ge-
kreuzigt bin ans eigne Herz . . . Ich habe Angst, denn diese
Bäume stehen aufrecht, starr, wie tote Seelen . . . Und in
den Wolken sehe ich Geier . . . Mein Gott, hast du mich nicht
betrogen? War's nicht eine Schlinge um meinen Arm, war's
nicht ein Wolfseisen an meinen Fuß in jener Nacht das
Wort: Dein Werk soll deine Heimat sein! Mein Gott, ich

liege hier, und ziehe dich zur Rechenschaft, wie Abner einst in Nazareth! . . . So sah ich's einstmals in der Nacht: Ich sah die Sonne leiden. Sie schrie mit Strahlen! Sie war wie eine weiße Kuh. Mit grellen Hörnern stieß sie nach den Wölfen der Nacht, die ihr nach ihren Eutern bissen. Die Sonne schrie vor Angst: «Mein Gott, wo hab ich Stall und Hürde? Wo hab ich Ruhe? Der Kampf ist meine Heimat! Ganz eingehüllt bin ich im großen Fluch: Dein Werk soll deine Heimat sein! Wo ich ermatte, sitzen mir die Wölfe schon an den Eutern und trinken Milch und Blut in eins! Und schlingen den Wein und das Gefäß.» Das sind nicht meine Kinder, denn sie schlingen den Wein und das Gefäß. Gott sprach zu mir: «Schaffe! Gebäre dir Schutz und Freude, Stall und Hürde! Was du nicht schufest, will dich fressen. So hülle dich ins eigne Werk. Dein Werk soll deine Heimat sein!» So zog ich damals aus Nazareth, um nicht zu sticken in der dunkeln Höhle! Nun bin ich hier, und bin dem Tod, der Hölle, der Mutter näher als zur Zeit der Kinderspiele. Herr, sage: Hat mein Werk nicht furchtbaren Verrat an mir geübt? Mein Werk hat mich gefressen. An Ketten im Gefängnis geschlossen zu sein, wie wenig ist das Qual. Gekreuzigt und geschmiedet bin ich an mein eignes Herz! Von meinen Füßen führen zwei Ketten zu meinem Herzen empor. Von meinen Händen führen zwei Ketten zu meinem Herzen hinab. Wie eine Spinne im Netz sitzt mein Herz in mir. Ich schwebe nur in seinen Ketten und hange schon am Kreuz. Sie sagen, man wolle mich greifen und töten. Ich weiß es selbst, da ich es selbst befahl. Und mein Herz, dieses wilde Tier, dieses Tier, nach Blut lechzend immerdar, es hält mich fest. Gott, was maßt sich mein Herz an, mir gleich zu sein. Wie ich in der Mutter, in ihrem Leibe Blut trank immerdar, ohne Schuld, ohne Reue, so wie Milch, Wasser oder Wein! So, Gott, trinkt noch jetzt mein Herz in mir Blut immerdar und ohne Reue. Dort, inmitten des Leibes, mein Gott, wo ich die Narbe der ersten Trennung trage, dort dem Tore gegen-

über, das nun verharscht ist, steht nun mein Herz, die blutige Spinne, und lauert, ob es sich nicht wieder öffnet, was sich verschlossen hat für alle Zeit. Das Herz in Leibes Mitten, der Mutter Abklatsch, vergangner Zeiten Widerhall, der Verräter, der diese Festung öffnen will dem alten Feind. Es achtet noch die mütterlichen Gezeiten hoch. Und wiewohl ich dort keinen Mund mehr habe, stiert mein Herz nur immer auf jenes vernarbte Tor und will nicht dulden, daß ich anders lebe, als nur durch dieses Tor allein. Denn will ich gehen, Herr, mit meinen Füßen; denn will ich greifen, Herr, mit meinen Händen, es sagt mein Herz: Du kannst nicht gehen, du kannst nicht greifen. Madonna Plazentina ist um dich, die Welt! Dein Händchen greift in Wasser, dein Füßchen tritt die Flut, dein Mund ist gleich der Arche noch mit Pech versiegelt. Dann zagen mir die Füße vor dem Feind gelähmt! Dann hangen mir die Hände vor dem Feind gelähmt! Nur leise schwimm ich wie im Muttermeer. Die Schultern legen sich nach vorn, die Knie vor . . . Der ganze Leib hüllt flehend sich ums eigne Herz und schreit nach Mutterblut, wie eines Kindes Mund. Mein Gott, ist das der Mensch? . . . Die Jünger schlafen, und Judas führt die Feinde her . . . Doch meine Glieder sind gekreuzigt an das eigne Herz, und dies ist ganz in sich versunken und saugt mich ganz rückläufig in mich selbst. Ist dies mein Werk, mein Gott? Es sollte wie ein Turm um meinen Schlaf gebaut sein . . . und ist nun so . . .

Häscher und Judas kommen. — Jesus geht ihnen entgegen, leise, behutsam, blaß, ernst, streng. Die meisten weichen zurück. Judas kommt auf Jesus zu, ernst, leise, halb lächelnd und wie im Traume. Judas küßt den Herrn.

JESUS: Nie stand ich näher vor mir selbst . . .

JUDAS *leise*: Ich küsse dich nicht zum Spotte, Herr, nur aus Zwang und Sühne . . .

JESUS: Ja, mein Kind, so hat mein eignes Werk mich auch geküßt.

ACHTER AUFTRITT

Ein Gewahrsm. Jesus sitzt wie ein ägyptischer König aufrecht auf einem Steinblock, den Kopf hinten angelehnt, die Hände flach auf den Knien. — Herein treten Judas Ischariot und zwei halbvermummte priesterliche Gestalten.

JUDAS: Herr . . . Rette mich, Herr! . . .

JESUS: Wer will dir denn ans Leben, Judas?

JUDAS: Sie wollen das Geld nicht zurücknehmen, das ich bekommen habe! . . . *Pause.* Petrus hat dich dreimal verleugnet, Herr . . . Die Getreuen sind in alle Winde zerstreut, verstecken sich und zittern um ihr Leben . . . Die Priester wollen das Geld nicht zurücknehmen, das ich bekommen habe . . . Herr, wenn du stirbst, werde ich der einzige von den Zwölfen sein, der dich nicht überlebt.

JESUS: Deine Arbeit ist schon getan, die andern haben noch zu tun . . .

ERSTER PRIESTER: Erbarme dich dieses Mannes, und rette dich mit ihm zugleich! Das Gefängnis steht dir offen, wenn du dieses Land verlässest, wo alle dich verraten haben, und zu andern Völkern gehst.

JESUS: Was neidet ihr mir die Krone? Was wollt ihr mir die Macht entwenden, die mir verheißen ist? Leiden ist Macht! Denn ohne Geburt ist keine Macht, und ohne Leiden ist keine Geburt. Ohne Sterben ist keine Geburt, und Sterben ist Leiden. Leben und Tod sind ineinander verschlungen. Wir sind getrost, wenn wir leiden und sterben; denn unser Sterben zeugt für eine neue Geburt. Wenn ein Kind geboren wird, so ist große Freude, denn die Leute sehen das Kindlein zappeln . . . Daß aber die Nabelschnur stirbt, des achten sie nicht. Wenn aber ein Mensch zu Grabe getragen wird, so ist viel Heulens, denn sie sehen es nicht, daß man nur die Nabelschnur begräbt zu einem neuen Leben . . . Selig sind die Geduldig-Starken, denn sie sind die Wächter der innern

Grenze. Ihr habt gehört, daß Abraham zu Lot sprach: Gehst du zur Rechten, geh ich zur Linken; gehst du zur Linken, gehe ich zur Rechten. Auch eure Väter sind ausgezogen aus Ägypten. Ich aber sage: Ausharren muß ich an der innern Grenze! Mensch ist Mensch, und Mond ist Mond! Und nah ist nah, und fern ist fern! Und jetzt ist jetzt, und einst ist einst! Und Mann ist Mann, und Weib ist Weib! Sie alle müssen nebeneinander in Gott bestehen, und keiner kann den andern aus Gott stoßen, denn Gott läßt sich nichts nehmen . . . Die fernste Reise ist nicht von Theben, wo die Menschen freveln, nach Babel, wo die Menschen freveln. Die fernste Reise macht nicht der Schiffer, der von Sidon aufs hohe Meer fährt, und jenseits des Horizontes untergeht . . . denn bei sich hat er seinen Moloch und seine alte Sünde, und wo er an fernen Küsten Städte baut, türmt er nur das protzige Sterben der Heimat von neuem auf . . . Wenn zwanzig Menschen in einer Stube sitzen, in einer Stadt auf dem Markte, die Väter und die Söhne, die Alten und die Neuen, und plötzlich sind sie einander fremd, wie dem Lot die Leute zu Sodom, wie dem Hirten seine Schafe, die er hegt und dann verspeist . . . Das ist der schwerste Abschied und die fernste Reise. Die Reise müssen wir lernen, wie das Kind sie lernen mußte, als es geboren ward. Denn kein Schiff entführt ihn von der Mutter fort, in deren Leib er hauste. Ausharren muß er bei ihr, und kann doch schwer vergessen, wie es einst war, als er sich noch in ihrem innern Meer bewegte. Das ist das Abschiednehmen, das uns ziemt zu lernen und Mensch zu sein in dieser Zeit der Wende. Dies Entfremden links und rechts, dies Zungenreden füreinander, dieser Turm zu Babel. Das ist die Stunde des Gerichts und des Gottesurteils. Denn das Alte und das Neue, Gott hält es unbarmherzig dicht vor Augen uns zusammen, gleich einem Käufer, der den Händler fragt, warum er teurer zahlen soll, was von der wohlfeilern Ware doch nicht zu scheiden ist . . . Das Alte und das Neue, Gott hält es unbarmherzig im selben

Topf beisammen und spricht: Das gleiche Wasser bleibt das gleiche Wasser auch in siebzehn Krügen; drum wer sich unterscheiden will, der trachte nach seinem Werke der neuen Geburt. Denn wenn die Milch gerinnt, zerfällt sie unaufhaltsam, mag's auch sein im selben Topf . . . Mann und Samen, Weib und Ei, der Mensch und sein Gedanke, sie sondern sich und winden sich mächtig auseinander, unaufhaltsam. Entsetzlich wie das Schicksal jedem, der das Kalb festnäht an die Kuh, und glaubt, nun sei es nicht geboren. DER ZWEITE PRIESTER, AHASVER: Warum dann hast du Tote erweckt? Warum hast du sie verhindert, durch ihren Tod zu zeugen für eine neue Geburt?

JESUS: Niemals habe ich Tote erweckt! Und niemals habe ich Tote wecken wollen, seitdem ich unterscheiden kann zwischen Blut und Meer, zwischen Mann und Weib! Wer aber nach der Taufe, schon mit eigener Lunge atmend, die Mutter und sein Nest beschmutzt, der verwechselt jetzt und einst, dort und hier . . . Der wird auch einst verwechseln Braut und Schwester . . . Der wird auch einst verwechseln Blut und Meer, den Herzschlag seines Blutes und der See Gezeiten . . . So wie die Meere schwellen unterm Mond, so röten sich die Wangen vor dem Weibe, das man liebt. Und große Lieb' macht Springflut. Doch der Mondsüchtige verwechselt Blut und Ebbe. Wenn das Geblüt ihn voll und mächtig ruft, höhlt er die Brust und bleiche Wange, und sein wehes Herz versagt. Jedoch verachtet ihn das Leben, dann heucheln seine Seufzer Springflut in das Nichts. Die Hälfte dieser Zeit ist für die Hälfte dieser Zeit gestorben und verwest. Ich ruf sie nicht zurück ins Leben. Ausharren lernt ich nur an dieser innern Grenze.

AHASVER: Junger Mann, mein Name ist Chider, ich weiß, was man ertragen kann. Auch Sodom war einst jung und blühte, und die Menschen waren gläubig wild . . . Doch als dann Sodom schrumpfte zur Knochenfaust des Monnds, da litt es keine Flut mehr in sich, weder Wind noch Sonne . . .

Und wie vom Pressen roter Wein auswandert aus den Trauben . . . wie schweißiges Wasser aus dem Badeschwamm mit Ekel ausgepreßt wird, so wanderte ich aus, erstickend und gepreßt aus Sodom und ließ zurück die Trebern . . . Und kam ins Land Ägypten. Auch Theben war einst jung . . . und wurde alt, und wurde ein müder Schlemmer, der die Beschwerden seines Blutes mied, mit einem Messer sich beide Pulse öffnend links und rechts . . . Und wie der rote Springbrunnen hüpfte links und rechts, saß er im Bad und dachte, dies laue Wasser sei wie Blut, und schaukelte mit tragem Leibe hin und her, plätscherte sich kindlich Ebb' und Flut . . . Doch dieses Schaukeln wie in Hängematten, das sind nicht die Gezeiten Gottes, die wandern in den Adern und machen dir Beschwerde, denn sie befehlen Tat im rechten Gang der Sterne . . .

JESUS: Und deine Tat war Flucht . . .

AHASVER: Und deine Tat ist Sterben . . . Aus dem Ägypterland bin ich einst ausgewandert, damals vergreiste Theben und dies Land war noch jung! . . . Nun will dies Volk der Juden sterben, und wird nicht dulden, daß du es wecken willst vom Greisenschlaf . . . wie du die Toten wecken wolltest, was Sünde war. Willst du dies Volk aufpeitschen zur Jugend, so wirst du dafür sterben, doch wanderst du mit mir hinaus aus diesem Körper, wie das Blut beim Schächten aus einem Leibe, der Ruhe haben will, dann wirst du leben unter Völkern, die noch am Leben sind.

JESUS: Ich kann nicht lügen. Ich bin nicht jung mit jugendlichen Völkern im Tanz zu hüpfen. Mir steht's nicht an, denn ich bin so alt, wie dies mein Volk.

AHASVER: Dann stör' nicht ihre Ruh! Alt're fromm . . .

JESUS: Das kann ich niemals. Sterben werde ich hier zum Zeugnis, daß Tod und Leben verflochten sind . . . Warum soll nicht ein ganzes Volk auswandern aus sich selbst? Doch dazu muß es erst sterben, so wie ich sterben werde — um zu leben.

Der Tag ist voll angebrochen. Judas und die Priester ziehen sich zurück, Knechte holen Jesus zu Pilatus.

NEUNTER AUFTRITT

Gerichtsraum bei Pilatus

HÖFLING: Herr, mach ihn plappern. Wenn sie alles gesagt haben und merken, daß die Welt noch so steht wie vordem, werden sie schwach. Propheten und Narren sagen gern, was ihnen das Herz drückt. Wenn der göttliche Augustus nach Tisch guter Laune war, ist es einige Male vorgekommen, daß er einen Narren rief, der dann mit Erdbeben und mit Donnern, mit einem Eifer, von einem Priester kaum zu unterscheiden, dem gnädigen Fürsten die Wahrheit deklamierte, mit derben Worten, das, was man so Wahrheit nennt. Und wenn der Divus es satt hatte, über diese Kühnheit zu lachen, wie über Kindermund, dann nahm er eine kandierte Frucht vom Teller und rief: «Mach schön, mein Krötchen.» Dann mußte der Narr seine weitere Bußpredigt verschlucken und, wie ein Pudel, die Frucht auffangen mit dem Mund . . . Ihm ward der donnernde Propheteneifer gestopft mit Zucker. *Jesus wird hereingeführt.*

PILATUS: Bist du der Juden König, wie diese Männer dich verklagen?

JESUS: Du sagst es . . . Doch kann ich nicht mit dir reden von meinem Reich.

PILATUS: Warum nicht?

JESUS: Wer unnütz spricht, der stirbt . . . Mit dir von meinem Reich zu reden ist unnütz, denn du hast dich schon verschrieben.

PILATUS: Sage mir bitte, warum du glaubst: wer unnütz spricht, der sterbe?

JESUS: Als ich noch Knabe war und naseweis, drang ich

in Gott mit Fragen: «Warum, Herr, littest du diese Unge-
rechtigkeit der Heiden? Wo war deine Rache, als die
Menschen dich verhöhnten?» . . . So drang ich in Gott und
drohte ihm, von ihm mich abzuwenden, wenn er nicht
spräche . . . Und Gottes dunkle Güte wollte reden . . . Doch
plötzlich stockte mir das Leben . . . Denn Gott vor mir ward
müde, wurde klein und schwankend . . . Gott wurde wächsern,
kläglich, ihm zitterten die Hände greisenhaft. Ich schrie
nach Wasser, denn er welkte mir vor Augen wie ein Veil-
chen . . . Man brachte Wasser. Ich sprengte das Antlitz, das
mir im Sterben war, als stürb ich selbst . . . Gott kam zu sich
zurück, ward schöner, lächelte . . . gänzlich durch mich vor-
bei, in eine namenlose Weite hin. Ich fragte: «Gott, woran
wärest du fast gestorben?» Und eine Stimme, die ich nicht
mehr hören werde, sprach: Fast wäre Gott dir in den Hän-
den gestorben, weil er dich hat bereden wollen zu sich
selbst . . . Niemand, niemand, selbst Gott nicht, kann das
ertragen . . .

PILATUS: Jesus, du sagst es, du bist ein König . . . Einst
vor Tiberius machte ein Höfling einen Scherz zu viel. Darauf
vergaß ihn der Herr so, daß der Mann zur Säule wurde: Er
lächelte verzweifelt und die Arme hingen ihm am Leib her-
unter. Seine Hände waren blaß und zitterten . . . *Wendet sich
zu den Anklägern:* Ich finde keine Schuld an diesem
Manne . . .

EIN PRIESTER: Er hat gesagt, er sei ein König . . . Wir
haben keinen König als den Kaiser . . . Wenn du ihn frei-
gibst, bist du des Kaisers Freund nicht . . .

STIMMEN: Kreuzige! Kreuzige ihn!

PILATUS *läßt sich eine Schüssel mit Wasser bringen,
wäscht sich die Hände:* Dies zum Zeichen, daß ich nicht teil
habe an dem Geist, der diesen Mann tötet . . . Da seht ihr
zu . . .

MEHRERE: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.
Jesus wird abgeführt.

PILATUS *geht abseits zurück zu seiner Frau.*

DIE FRAU: Herr, wenn das Kind geboren wird und wird gebadet, so ist es wohl rein von Mutterwasser . . . Daß es aber seiner Eltern Kind ist, das wäscht ihm das Bad nicht ab . . . Mir macht es Furcht, daß er im Bannkreis deiner Gerichtshoheit getötet wird.

PILATUS: Rechne es mir als Feigheit an: Er war kein Römer . . . Ich mag ihn lieber als diejenigen, die ihn töten. Was brauch ich aber im Namen des Reiches dagegen zu haben, daß dieses Volk mit sich selbst hadert? Alles dies liegt jenseits meiner Pflicht.

DIE FRAU: Herr, ich weiß, dies liegt euch außerhalb der Welt. Und am Tage scheint's mir selber so; im Traume aber fürcht ich mich und höre Stimmen, dies sei die Welt, wir ständen außen.

ZEHNTER AUFTRITT

Golgatha, mehr im Hintergrund auf der Kuppe, gegen den Himmel, Christus am Kreuz zwischen den Schächern. Am Fuße des Kreuzes die Marien und mehrere Jünger in kuttenartigen Mänteln. Rechts würfeln Soldaten um den Mantel Christi. Zwei Schauspieler kommen.

NARZISSUS: O große Scham, so nackt zu hangen ohne Scham! O große Scham, vor aller Welt, im Angesicht der donnernden Planeten, so nackt zu hangen wie das Blatt am Baum, und keine Scham zu kennen! . . .

CHRYSOLOGOS: Ja, gegen den Himmel, der drohend hangt und purpurn, stehn sie so bleich wie durstend welches Laub! Dies Holz ist ihm nicht fremd! Dies Kreuz ist ihm nicht Qual! Das ist sein Stamm, und er ist dieses Baumes Laub! Sieht man nicht die Verwesung seines Blutes? Dort würfeln sie um seines Fleisches Mantel!

NARZISSUS: Du sagst es: Dort würfeln sie um seine Haut!
So würfelten die Knechte des Apollo um des Marsyas
Haut . . .

CHRYSOLOGOS: Nein, mein Bruder, so hing des Marsyas
Haut, so hing das goldne Vlies im Baum am dunkeln Strand!
So wie des Laubes Stimme klagt im Wind, so klagt er, dieses
Baumes Laub, und bebt im Vorgefühl der Blitze! . . .

NARZISSUS: O große Scham! . . . Leicht ist die kaltblütige
Klugheit, fern von den Klauen der Sphinx . . .

SOLDAT *kommt*: Ihr sollt hier fortgehn! Der Hauptmann
läßt euch sagen, ihr sollt anderswo lernen! . . . *Schauspieler
ab, zwei Juden kommen.*

DER ERSTE JUDE: Jesus von Nazareth, du wolltest uns
helfen . . . Nun hilf dir selbst!

DER ANDERE: Sei still! . . . Er ist Elias, denn in den
Wolken sehe ich den Vogel «Roch» mit Funken seinen
Schnabel wetzen! Mit seinem Schnabel wird er ihn an der
Angel seines Herzens aufheben in die Wolken!

DER ERSTE *weist auf die Jünger*: Die Geier sind schon
da! . . . Sie werden die Fetzen des Propheten austragen in
die Welt! . . .

DER ANDERE: Ich sehe auch seine Mutter! . . .

DER ERSTE: Sie hat ihn nie verstanden! . . .

DER ANDERE: Nun aber ist sie blaß wie er und grünlich
im Gesicht . . . und schützt sich die Leber mit ihren Händen,
denn sie fühlt den Hieb des Vogels so wie er! . . .

DER ERSTE: Du redest! . . .

DER ANDERE: Ich weiß es, denn ich habe selbst im Traum
erlebt, daß mich ein Geier aufs Dach des Tempels trug und
fütterte mich mit dem rohen Fleische seiner nackten
Brust . . .

DER ERSTE: Mir wäre krank geworden! . . .

DER ANDERE: Mir war, als fiel ich in die Tiefe . . . *Die
beiden gehen weiter.*

JESUS *reckt sich am Kreuze auf und ruft langsam, laut und*

doch behutsam, hämmernd und langsam wie sein eigener Herzschlag: Petrus, Johannes, verläßt diese Frauen nicht! Gebt acht! Haltet das Werk im Zaum. Das Werk soll sich nicht am Fleische rächen! Das Werk soll nicht das weibgeborne Fleisch verzehren! Hütet das Ebenmaß der Welt! . . . Reckt den Kopf vom Herzen fort, nach rechts oben; seine Rippen blähen sich wie ein Käfig. Mein Gott, mein Gott, in meinem Herzen krümmt und wendet sich die Zeit! . . . Die Sonne wendet sich nach Osten zurück! . . . Ermattet, Pause. Es ist vollbracht! . . . Er windet sich pflanzenhaft und stirbt.

Inhalt:

1. GRUPPE: APHRODITE VARIATIONEN

Der Brunnen	7
Ich liebe der Dinge nur drei	8
Das Lied von Dir	9
Diana des Devon	10
Der Schlaf des Anderselbst	11
So wie die Liebe schmecken nur noch Tod und Ruhm	12
Stern Algol, der Flamme Schatten	13
Ich hange nicht in Wassern des Silur	15
Cambrisches Meer	17
Einst stieg das Meer an Land und hieß der Baum . .	19
Aphrodite Melaina	21
O Licht, du schöne Haut der Sterne	23
Leben, Kristall der Unruh	24
Ein Lied der Sonne	25

2. GRUPPE: NIETZSCHE VARIATIONEN

Heimweh ins Mittelmaß	29
Matterhorn	30
Ihr Daunen ungeborner Jahre seid mein Nest . . .	31
Saturn der Bauer pflügt zur Saat der Sterne	33
Ein Rat im Rate der Sterne	36
Sommer 1888	37
O Ehrgeiz, schwarze Sonne	39
Die Sphinx	40
Sterne ahoi!	42
Der Zwinger ist des Willens letzte Form	44
Es ist ein Mensch aus seinem Werk verschollen . .	47

3. GRUPPE: FARBENSPIEL DES UNSICHTBAREN

Kleine Toccata Bach	51
Wette des Reims	53

4. GRUPPE: GRUPPE DER MÜTTER

Gesang der Sklavinnen	57
Die Mutter des François Villon	58
Gesang der Weisel	60
Rhea fächert sich in ihren Kindern auf	62
Die Wäscherinnen	64

5. GRUPPE: ECCE HOMO

Ecce homo	67
Gern wär ich menschenblind	68
Dein Weinen treibe die Mühlen	70
Threnoi	72
Allerseelen	74
Der Tod ist dicht im Zimmer neben mir	76
So fern wie längst vergangen schon	78
Freund Hamlet	79

6. GRUPPE: CHRISTI WELTLEIDENSCHAFT	81
---	----

MARGA WERTHEIMER

Arbeitsstunden mit Rainer Maria Rilke

Es tut wohl, das anspruchslose Bändchen Marga Wertheimers in die Hand zu nehmen. Sie redigiert nur ihre Tagebuchaufzeichnungen vom Herbst 1924, als sie, noch ein ganz junges Mädchen, die Dienste einer Sekretärin bei Rilke versah, ohne je etwas von ihm gelesen zu haben, nicht einmal den Cornet. Diese Unbefangenheit macht das Buch zu einer einzigartigen Schilderung Rilkes als eines Menschen unter Menschen, nicht als eines Wesens aus anderen Sphären.

Ihre Unvoreingenommenheit erlaubt der Verfasserin, ihn mit nüchternen Einwänden und Fragen anzugehen, die ein im Banne seiner Sprachmagie und seines Ruhmes Stehender wohl unterdrückt hätte. Seine Erwidernngen sind aufschlußreich, gutmütig und schlicht, ob es sich um die schwierigen Gedankengänge der Elegien oder um Probleme handelt, über die wir sonst keine Äußerungen von ihm besitzen, wie zum Beispiel über die Todesstrafe, die Jugendbewegung oder die freie Liebe.

Das Büchlein, das ein Widmungsgedicht Rilkes in Faksimile besonders anziehend macht, bildet einen bescheidenen, doch wesentlichen Beitrag zur Rilke-Literatur, den der Spezialist ungern entbehren und der Laie mit Genuß lesen wird.

«National-Zeitung», Basel

Kartoniert Fr. 2.80

VERLAG OPRECHT ZÜRICH

HANS GEBSER

RILKE UND SPANIEN

Unter den zahlreichen Büchern, die in den letzten Jahren über Rainer Maria Rilke geschrieben worden sind, ist dieses von Gebser eines der bedeutendsten. Deswegen bedeutend, weil der Autor überzeugend den großen Dichter in einem ganz neuen Lichte darzustellen versteht. Bis jetzt wußte man kaum etwas über Rilkes Beziehungen zu Spanien und zur spanischen Kunst, welche jedoch einen so ausschlaggebenden Einfluß auf die Spätwerke dieses Dichters ausübten. Abgesehen davon, daß der Autor es vermag, Spanien vor unserem geistigen Auge klar und lebendig erstehen zu lassen, enthält er sich trotzdem jeder Einseitigkeit und berührt viele zeitgenössische Probleme, die er auf eine geschickte und organische Art in seine Ausführungen einzugliedern weiß. Er vermied es, die bei derartigen Versuchen bestehende Gefahr, ein Spezialwerk, eine nur literarhistorische Arbeit zu schreiben. Der Gedankenreichtum und der Mut, für neue Gegebenheiten einzustehen, sowie die ausgezeichnete Art des Vortrages machen das vorliegende Werk zu einem wertvollen und anregenden Buch, das nicht nur die Freunde Rilkes interessieren wird, sondern Anspruch auf einen sehr viel größeren Leserkreis stellen darf.

«Die Nation» Bern

Leinen Fr. 6.—, Kart. Fr. 4.—

VERLAG OPRECHT ZÜRICH / NEW YORK